Band 860 ● 2,00 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Dämonische Zwillinge

Band 860 ● 2.00 DM

Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16

Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250





Dämonische Zwillinge

John Sinclair Nr. 860

Teil 2/3

von Jason Dark

erschienen am 27.12.1994

Titelbild von Richard Newton

Sinclair Crew

Dämonische Zwillinge

Plötzlich glühten die beiden Hörner des Mannes in einem dunklen Rot. Es sah aus, als hätte sich die Farbe des Würfels in einem leicht veränderten Ton auf dieses satanische Zeichen übertragen, und der Mann, der den Würfel zwischen seinen Händen hielt, saß totenstill auf dem Sitz.

Sekunden zuvor hatte er noch in Lebensgefahr geschwebt. Nun wandte sich das Blatt zu seinen Gunsten. Nicht durch ihn, sondern durch den Würfel, vor dem sich der Gehörnte, er nannte sich Josephiel, fürchtete. Er holte Atem. Es klang fremd. Mehr wie bei einem Menschen, der die Luft in röchelnden Intervallen ausstößt. Dabei schüttelte er den Kopf und zuckte mit den Schultern.

Abbé Bloch beobachtete ihn fasziniert. Die schreckliche Gewißheit, den Tod durch diese Person zu erleiden, war verschwunden. Die Kraft oder Magie des Würfels hielt Josephiel von diesem längst beschlossenen Mord ab, denn er hatte genug mit sich selbst zu tun.

Das Glühen der Hörner verging nicht, sie wirkten jetzt wie gekrümmte Waffen, die sich in den Kopf hineinbohren wollten. Das sonst so edel geschnittene Gesicht hatte sich verzogen. Der Mund war aufgeklappt, die röchelnden Atemstöße blieben, und eine gewissen Kraft drückte die Gestalt auch aus der Nähe des Würfels weg. Sie drehte ihn um, so daß Josephiel auf die Abteiltür zutaumelte, mit dem Rücken dagegen prallte und die Arme ausbreitete, als wollte er sich auf diese Art und Weise festhalten.

Er veränderte sich.

Etwas war bei ihm. Schatten huschten plötzlich über sein Gesicht. Sie sahen ungewöhnlich aus. Mal verzerrt, dann wieder glatt, und sie stellten immer wieder etwas dar.

Fratzenhafte Masken, aus dem Nichts entstanden, fraßen sich durch die Haut oder drangen aus ihr hervor. Wie es genau ablief, konnte der Abbé nicht erkennen, es mußte mit dem Würfel zusammenhängen, denn als er ihm einen raschen Blick gönnte, da sah er, wie sich die Schlieren in ihm bewegten.

Für Bloch war es eine völlig neue Erfahrung, daß der Würfel soviel Macht hatte, gegen die Josephiel vergeblich ankämpfte.

Er hatte sich gebückt. Tief hielt er den Kopf gesenkt. Dann zuckte sein Oberkörper wieder hoch. Ein anderes Gesicht zeigte sich unter den glühenden Hörnern. Eine böse Fratze, aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt, pelzig und abstoßend, die nach verbranntem Fleisch stank.

Er röchelte.

Schaum stand vor seinem Mund. Er schimmerte weiß und braun. Die Zunge schlug aus dem Maul hervor und umtanzte die Lippen, und die Hörner auf seinem Schädel sahen aus, als würden sie schmelzen.

Er drehte sich um. Sein rechter Arm schnellte hervor. Zielsicher bekam die Hand den Griff der Abteiltür zu fassen. Für einen Moment hielt sie ihn umklammert, dann zerrte der Dämon die Tür auf.

Er keuchte, als er das Abteil verließ. Nicht einmal schaute er zurück. Mit unsicheren Schritten wankte er durch den Gang, und der Abbé hörte ihn noch wild fluchen.

Bloch nahm die Verfolgung nicht auf. Er schrak nur noch einmal zusammen, als eine zuvor aufgerissene Wagentür zugeworfen wurde. Ansonsten blieb er ruhig sitzen, betrachtete den Würfel und schaute trotzdem ins Leere. Nachzuvollziehen, was sich hier abgespielt hatte, konnte er nicht.

Tatsache war, daß ihn der Würfel gerettet hatte. Nur ihm allein hatte

er es zu verdanken, daß er noch lebte. Josephiel mußte Furcht vor ihm haben, und seine Hörner hatten ausgesehen, als wollten sie jeden Augenblick zerfließen.

Josephiel war verschwunden. Nur würde er nicht weit kommen. Er kam von der Fähre nicht herunter, auch dann nicht, wenn sie in Dover anlegten, dafür hatte der Abbé durch sein Telefongespräch mit John Sinclair gesorgt. Es sah also nicht schlecht aus. Sie konnten durchatmen und zum zweiten Teil übergehen.

Der Abbé lächelte, als er daran dachte, und er nickte dem Würfel zu, als wäre dieser ein besonders guter Freund. »Ich denke, daß wir es schaffen«, sagte er. »Ja, das glaube ich.« Er stand auf. Der leichte Schwindel war normal bei einem Menschen, der einfach zu lange gesessen hatte. Zudem gehörte Bloch nicht eben zu den jüngsten Menschen. Er ließ den Würfel wieder verschwinden und trat ans Fenster. Ob die Leiche seines Begleiters schon entdeckt worden war, wußte er nicht. Es herrschte jedenfalls keine Aufregung.

Es war gut so, denn der Abbé wollte kein Aufsehen. Er war in einer geheimen Mission unterwegs.

Es ging um schreckliche Morde, die an Priestern oder Brüdern begangen worden waren. Allein war der Abbé nicht weiter gekommen, er hatte seinen Freund John Sinclair um Hilfe gebeten, und auch der Geisterjäger hatte bereits an diesem Fall recherchiert.

Doch Bloch kannte den Mörder.

Jetzt, wo die erste Gefahr vorbei war, bemerkte er erst, wie sehr er zitterte. Er war der einzige, der diesem mordenden Monstrum entkommen war. Alle anderen, die von seiner Existenz wußten, hatten es nicht geschafft, ihm aber war es gelungen, doch damit war die Gefahr längst nicht gebannt, denn Josephiel hatte überlebt. Er würde sich bestimmt wieder erholen, um einen erneuten Angriff zu starten.

Wer war Josephiel?

Der Abbé konnte diese Frage nicht mit Bestimmtheit beantworten. War er ein Dämon, war er ein Engel?

Josephiel hielt sich für einen Engel. Wenn, dann gehörte er zu den Abtrünnigen, die es wieder einmal versuchen wollten. War er ein Dämon, so stand er mit der Macht des Bösen in einer direkten Verbindung.

Einfach?

Überhaupt nicht, trotzdem hatte der Abbé das Gefühl, daß dieser Fall noch kompliziert werden würde. Zudem hatte Josephiel, wenn ihn nicht alles täuschte, von einem Erbe gesprochen. Was dieses Erbe sein sollte oder war, darunter konnte er sich nichts vorstellen.

Ein höllisches, ein himmlisches Erbe?

Bloch schüttelte den Kopf. Er kam so nicht mehr zurecht. Er mußte einen anderen Gedankenweg einschlagen, aber nicht allein, sondern

zusammen mit John Sinclair und Suko.

Und er durfte den toten Pierre nicht vergessen. Dieser junge Templer, den der Abbé mit auf die Reise genommen hatte, war dem Mörder in die Quere gelaufen und hatte dafür mit seinem Leben bezahlen müssen. Er lag irgendwo tot auf einem der Decks.

Bloch sprach für ihn ein stummes Gebet. Dabei schaute er nach vorn und sah die zerstörte Lehne eines Sitzes. Er erinnerte sich an Josephiels Demonstration. Dieses Wesen verfügte über eine irrsinnige Kraft. Der Mörder hatte es tatsächlich geschafft, die Lehne mit den Fingern einer Hand zusammenzudrücken. Das war normalerweise unmöglich, doch Bloch hatte es mit eigenen Augen gesehen.

Im Nachhinein schauderte er noch zusammen, und sein Mund zuckte, wenn er daran dachte.

Kräftemäßig war Josephiel allen Menschen überlegen. Auch bei John Sinclair und Suko würde es sich so verhalten. Man mußte ihn mit anderen Mitteln bekämpfen, und Bloch konnte nur hoffen, daß sich der Mörder nicht so schnell erholte.

Er hörte auf dem Gang Geräusche. Wenig später erschien die Gestalt des Schaffners an der Abteilstür. Der Mann war völlig aufgelöst. Seine Augen zeigten einen fiebrigen Ausdruck, als er in das Abteil schaute, und er mußte einige Male tief Luft holen, um überhaupt sprechen zu können.

»Was ist denn los?«

Der Schaffner lehnte sich an die Tür. Er schüttelte dabei den Kopf. »Es ist nicht zu glauben, aber… aber… wir haben auf dieser Fähre einen Toten.«

»Wie bitte?«

»Ja, ja…!«

»Ist jemand gestorben?« Bloch tat ahnungslos.

Der Mann holte erst einmal Luft. »So kann man es auch sagen. Klar, er ist gestorben, aber er kam nicht auf natürliche Art und Weise ums Leben. Er wurde umgebracht.«

»Bitte?«

»Ermordet«, flüsterte der Schaffner.

»Nein!«

»Doch, Hochwürden, doch. Er wurde ermordet, gekillt, erschlagen, wie auch immer. Er kam auf eine schreckliche Art ums Leben, das kann ich Ihnen sagen.«

»Wo passierte es denn?«

»Auf dem Deck eins.«

»Kenne ich nicht.«

»Dort stehen die Autos.«

»Aha.« Bloch nickte. »Wissen Sie denn, wer der Mann ist, den man umgebracht hat?«

»Nein. Aber das wird die Polizei in Dover regeln, die bereits alarmiert wurde.« Er kam näher an den Abbé heran, und Bloch konnte den Schweißgeruch wahrnehmen. Der Schaffner senkte seine Stimme zu einem tiefen Flüstern. »Wissen Sie, was ich vermute?«

»Sie werden es mir sagen.«

»Natürlich. Dieser… dieser Mörder muß sich noch an Bord befinden. Er ist noch nicht verschwunden. Er ist noch hier, verstehen Sie?« Der Schaffner deutete in verschiedene Richtungen. »Noch hier an Bord.«

»Das wissen Sie genau?«

»Klar. Was soll er denn tun? Ins Wasser springen vielleicht? Nein, das glaube ich nicht.«

»Ja, da haben Sie recht.« Der Abbé tat, als wäre er sehr erschüttert. Er brauchte dabei nicht zu spielen. Seine nächste Frage beschäftigte sich mit einem anderen Thema. »Sagen Sie, wann werden wir in Dover anlegen?«

»In etwa zehn Minuten. Die Reisenden sind bereits auf dem Weg zu ihren Wagen und zum Zug. Die werden sich wundern, wenn plötzlich die Polizei an Bord kommt. Himmel, wird das eine Menge Verhöre geben!«

»Das glaube ich auch.«

Der Schaffner nickte. »Sie haben ja damit nichts zu tun. Sie waren ja immer hier.«

Bloch mußte lächeln. »Mal ehrlich, guter Mann, trauen Sie mir so etwas zu?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Dann bedanke ich mich.«

Vielleicht hätte der Schaffner noch länger gesprochen, das aber war nicht möglich, denn die ersten Reisenden waren dabei, den Zug zu betreten, und so würde er alle Hände voll zu tun haben.

Bloch setzte sich wieder. Er war plötzlich gelassen geworden, auch wenn er innerlich um seinen Begleiter trauerte. Nur durfte er sich von seinen Gefühlen nicht ablenken lassen. Nach wie vor lief der Killer noch immer frei herum…

***

Ich machte nicht gern auch nicht oft von meinen Sondervollmachten Gebrauch, in diesem Fall aber war es unerläßlich gewesen, denn ich war mit dem Leiter der Polizeitruppe, einem Mann in schmucker Uniform unterschiedlicher Meinung über das weitere Vorgehen. Er wollte auf der Fähre alles abriegeln und jeden Reisenden verhören.

Das war im Prinzip richtig. Es hätte jedoch eines wahnsinnigen Aufwands bedurft. So konnte ich ihn überzeugen, daß er seine Leute zwar an Bord schickte, sie aber zuerst anwies, daß niemand das Schiff verlassen durfte. Es mußte unter Kontrolle stehen, alles andere

würden Suko und ich erledigen.

»Sind Sie denn Wundermänner?« fragte Gerald Gross, der Captain.

»Nein, das nicht, aber es ist möglich, daß wir etwas mehr wissen als Sie, sonst hätten wir uns den Flug mit dem Hubschrauber von London hierher auch gespart.«

Er hob die Unterlippe seines breiten Mundes vor. Der Mann hatte ein Nußknackergesicht. Breite Wangen, eine kleine, aber kräftige Nase, dafür eine breite Stirn und tief in den Höhlen liegende, dunkle Augen. Er schien vom Militär gekommen zu sein, denn er hatte das Gehabe eines Offiziers an sich. Immer leicht stramm stehend, wie man es den Soldaten eingetrichtert hatte.

»Ich finde es nicht gut, daß man mich hier auf dem Trockenen stehen läßt.«

Suko hatte heute seinen humorvollen Tag. »Sie können ja ins Wasser springen, Captain.«

Au, da hatte er was gesagt. Wenn Blicke töten könnten, hätte Suko jetzt einen Sarg gebraucht.

Ich grinste nur und wandte mich ab, denn der Knabe war zudem rot angelaufen. Er hatte seine Leute im Griff. Etwa zwanzig Männer standen bereit und warteten - ebenso wie wir - auf das Einlaufen der Fähre aus Calais. Viel Zeit würde nicht mehr verstreichen. Etwas schwerfällig schob es sich in den Hafen hinein, über dem dichte graue Wolken hingen. Kein besonderes Juniwetter.

Der Wind hielt sich in Grenzen, dennoch knatterte das Tuch der Fahnen am Mast.

Auch ich war gespannt. Suko erging es ebenso. Zudem dachten wir an Abbé Bloch, unseren Templer-Freund, der uns alarmiert hatte. Wir hofften nur, daß ihm nichts passiert war. Daß der Killer Jagd auf ihn machen würde, lag auf der Hand. Seinen Begleiter hatte er erbarmungslos umgebracht. Einzelheiten würden wir noch selbst sehen und entsprechende Vorbereitungen treffen können.

Hinzu kam, daß sich dieser Mörder bestimmt noch an Bord aufhielt. Wahrscheinlich mußten wir das gesamte Schiff durchsuchen, um ihm auf die Spur zu kommen.

Er war ein besonderer Killer, wenn man überhaupt davon sprechen konnte. Jemand, der alle Menschen umbrachte, die etwas über ihn wußten oder seine Spur aufgenommen hatte. Dabei war er kein normaler Mensch. Wir mußten davon ausgehen, daß wir es mit einem Engel zu tun bekamen, denn das hatten wir in einem Aufsatz gelesen, der so etwas wie der Nachlaß eines ermordeten Priesters gewesen war. Seinetwegen hatten wir auch mit einem pensionierten Bischof gesprochen, der unsere Vermutung als Gotteslästerung von sich gewiesen hatte.

Wir waren da anderer Meinung. Jedenfalls hatte der Verfasser des

Artikels den Begriff Dämon nicht erwähnt und stets nur von einem Engel geschrieben.

Aber ein Engel als Killer?

Es wollte mir nicht in den Sinn, obwohl eigentlich alles möglich war und wir mit Engeln auch unsere Erfahrungen gemacht hatten, davon einmal abgesehen.

Ich brauchte da nur an Raniel zu denken, den Gerechten. Auch er war ein Engel, und mir würde es nie in den Sinn kommen, ihn als Dämon zu bezeichnen, aber er setzte sich ebenfalls brutal durch, wenn es der Sache diente.

Wir würden sehen.

Zunächst beobachteten wir das Anlegemanöver der Fähre. Für einen Moment brach die Sonne durch eine Wolkenlücke, und die Strahlen verteilten sich über das Deck. Sie fingen sich auch auf den hellen Scheiben der Brücke, wo sie blitzende Reflexe hinterließ. An Deck sahen wir nur wenige Menschen. Sie alle gehörten zur Besatzung des Schiffes. Die Reisenden hielten sich in ihren Fahrzeugen oder im Zug auf. Bestimmt hatte der Kapitän dies durchgegeben.

Auch wir hatten einen Plan. Zuerst wollten wir den Abbé suchen und uns dann um den Toten und dessen Mörder kümmern. Der Kapitän des Schiffes wußte Bescheid, er würde uns auch an Bord begrüßen. Schon während des Anlegemanövers hatte er die Brücke verlassen. Wir sahen ihn auf dem Deck stehen, und die Uniform flatterte im Wind. Er war ein kleiner Mensch mit großer Mütze.

Wenig später gingen wir an Bord, wo sich die Männer des Captain Gross sofort verteilten und strategisch wichtige Punkte einnahmen. Keiner konnte unkontrolliert von Bord.

Gerald Gross hielt sich an unserer Seite, als wir auf den Kapitän zugingen. Wir sagten unsere Namen und erfuhren auch seinen. Er hieß Jason Bryant.

»Sie wollen sicherlich den Toten sehen und…«

Ich widersprach. »Nein, nicht sofort. Uns geht es um einen Reisenden, Monsieur Bloch.«

»Der Name ist mir nicht geläufig.«

»Er muß im Zug sein.«

»Dann schauen wir nach.«

Zu viert fuhren wir mit dem Lift nach unten. Vorhin schon war mir die seltsame Atmosphäre an Bord aufgefallen, die sich auch in den unteren Decks nicht verändert hatte. Jeder Reisende oder Passagier wußte, was geschehen war, und diese Tat hatte sich auf die Psyche der Menschen gelegt.

Auf dem Unterdeck, wo der Zug stand, wirkten die Gesichter der Menschen hinter den Scheiben der Abteilfenster blaß und gespenstisch. Wir wurden angeschaut, aber es gab eine Person, die uns

in der offenen Tür stehend zuwinkte.
Suko und mir fielen die Steine gleich reihenweise vom Herzen. Es war der Abbé.
»John Sinclair - Suko!« rief er.
Wir huschten über Gleise hinweg und waren rasch bei ihm. Der Abbé sah erleichtert aus.
»Mir geht es gut«, sprudelte er hervor. »Der Killer ist noch an Bord, ich habe ihn gesehen.« Er gab eine Beschreibung und sagte zum Schluß: »Fragt mich nicht, wie ich hier aus der Todesfalle herausgekommen bin, das erkläre ich euch später. Ich möchte nur sehen, was mit Pierre geschehen ist, wie man ihn getötet hat.«
»Kannst du«, sagte Suko.
Der Abbé kletterte die wenigen Stufen hinab und stand schließlich vor uns. Er lächelte, auch wenn in seinen Augen ein ernster Ausdruck lag. Wir stellten den Abbé vor, dann gingen wir zu fünft auf das parallel liegende Deck, wo der Tote lag.
Man hatte eine Decke über die Leiche gelegt. Zwei Mitglieder der Besatzung bewachten den grausigen Fund.
»Kann ich die Decke zurückziehen?« fragte Bloch.
Gerald Gross nickte.
Der Abbé bückte sich. Auch wir schauten zu, wie er die Decke mit spitzen Fingern zur Seite zog und den Toten praktisch intervallweise freilegte. Wir sahen den Körper noch nicht genau, da entdeckten wir schon die Blutlache.
Wenig später waren wir erschüttert.
Dieser Mensch war regelrecht zertrümmert worden. Eine ungeheure Kraft hatte ihn in seinen Klauen gehalten und somit seinem Leben ein Ende gesetzt. Auch von seinem Kopf war nicht mehr viel zu erkennen.
»Mein Gott«, sagte der Abbé nur.
Selbst Gerald Gross zeigte sich erschüttert und schüttelte den Kopf. »Ich kann ja einiges verstehen«, murmelte er, »und mir ist auch schon vieles untergekommen, aber dieser Killer hat sich auf schreckliche und unglaubliche Weise an dem Mann vergriffen. Wie… wie… kann man nur so hassen? Das will nicht in meinen Kopf.«
Jason Bryant hatte sich abgewandt. Er schluckte einige Male, bis er in der Lage war, einen Satz zu formulieren. »Und der Mörder befindet sich aller Wahrscheinlichkeit nach noch an Bord. Das ist eine furchtbare Vorstellung.«
»Ja, er ist noch hier.« Bloch hatte so leise gesprochen, daß nur Suko und ich ihn verstanden hatten.
Dann holte er tief Luft und flüsterte: »Kann ich mit euch allein reden?«
»Natürlich.«
Gerald Gross räusperte sich, während er noch immer steif dastand.

»So«, sagte er, »wenn Sie nichts dagegen haben, möchte ich mit der Spurensicherung und auch mit den Befragungen der Reisenden beginnen. Es hat bestimmt Zeugen gegeben.«

Ich nickte ihm zu. »Das können Sie tun. Allerdings werden Sie uns nicht an ihrer Seite haben.«

Gross wußte nicht, ob er erleichtert sein sollte oder nicht. Trotzdem fragte er: »Was spricht dagegen?«

»Wenn sie gestatten, werden wir einen anderen Weg einschlagen«, erklärte ihm Suko.

»Bitte - und welchen?«

»Das wird sich noch herausstellen. Die beiden Männer, die den Toten fanden, befinden sich in meiner Kabine«, sagte der Kapitän. »Vielleicht sollten Sie bei Ihnen anfangen.«

»Ja, das wäre nicht schlecht«, meinte Gross. »Mir gefällt nur nicht, daß ich mindestens die Hälfte meiner Leute abziehen muß. Dann wird es an Deck nicht mehr so übersichtlich sein, und ich kann keine weiteren Männer anfordern.«

»Sie können ja auf meine Besatzung zurückgreifen.«

»Wie kommen Sie darauf? Stellen Sie sich vor, es befindet sich unter Ihren Leuten der Killer.«

»Das glaube ich nicht.«

»Glauben heißt nicht wissen. Ich bin Polizeibeamter und habe einfach die Pflicht…«

»Pardon, aber der Kapitän hat recht. Der Mörder ist kein Mitglied der Besatzung.«

Gerald Cross starrte den Abbé an, als hätte er ihm etwas sehr Schlimmes gesagt. »Sagen Sie das noch mal, Mister. Sie… Sie… wissen, wer der Mörder ist?«

»Keiner von der Besatzung.«

»Wer dann?«

»Ich glaube, das ist unsere Sache, Captain«, mischte ich mich ein. »Sie müssen dem Abbé glauben. Und ich sage Ihnen noch etwas. Es hat wohl keinen Sinn, wenn Sie eine große Befragung durchführen. Ich weiß, daß es den Regeln widerspricht, aber ich möchte Sie bitten, mir zu glauben. Hier laufen gewisse Dinge etwas anders ab, als bei normalen Fällen.«

Gross starrte mich an. Dann nickte er. »Komisch, ich habe es auch nicht glauben wollen, aber es scheint sich zu bewahrheiten. Sie und Ihr Kollege sind Personen, die andere Wege beschreiten. Oder habe ich mich da falsch ausgedrückt?«

»Nein, das haben Sie nicht. Es ist tatsächlich so, daß wir an Fällen arbeiten, die außerhalb der Norm liegen.«

»Ich akzeptiere es. Noch eine Frage: Können Sie so etwas wie ein Zeitlimit geben?«

»Das ist schwer.«
»Aber wichtig«, mischte sich der Kapitän ein. »Ich kann das Schiff nicht unendlich lange hier festhalten.«
»Das verstehen wir.«
»Zwei Stunden«, sagte Suko. Er hatte dabei den Abbé angeschaut und sah dessen Nicken.
»Das ist viel«, beschwerte sich Bryant.
»Eine«, sagte Gerald Gross.
Ich wollte keinen Streit und zeigte mich mit diesem Kompromiß einverstanden, unter der Voraussetzung, daß wir die Spanne verlängern konnten, falls sich eine heiße Spur ergab.
»Wie Sie wollen, Sinclair, ich für meinen Teil glaube nicht daran, daß Sie den Killer so schnell finden. Vorausgesetzt, er hält sich noch an Bord auf.«
»Meinen Sie, er wäre über Bord gesprungen?« fragte Suko.
»Ich traue ihm alles zu.«
Der Abbé lächelte nur, enthielt sich ansonsten der Stimme. Ich wußte, daß er litt, er hatte uns viel zu berichten, und so trennten wir uns von Gerald Gross und Jason Bryant. Als wir weit genug von ihnen entfernt waren, lachte Bloch bitter auf. »Wie gern hätten mich die beiden in die Mangel genommen, weil sie davon ausgehen, daß ich mehr weiß, als ich zugegeben habe.«
»Weißt du denn mehr?«
Im Gehen und die Arme auf dem Rücken verschränkt haltend, nickte der Abbé. »Natürlich weiß ich mehr. Ich habe ihn gesehen. Er stand mir gegenüber. Er wollte mich töten.«
»Warum hat er es nicht getan?« wollte Suko wissen.
»Weil ich ihn in die Flucht treiben und auch schwächen konnte. Und zwar durch meinen Würfel, den ich sicherheitshalber auf die Reise mitgenommen habe.«
»Das ist ein Ding! Weiter, wir…«
»Laßt uns erst in das Abteil gehen. Dort werde ich euch einen Beweis seiner unwahrscheinlichen und übermenschlichen Kraft zeigen.«
Wenig später stiegen wir in den Zug, der sich mittlerweile wieder gefüllt hatte. Die Reisenden behielten größtenteils die Ruhe, auch wenn sie ihre Nervosität nicht unterdrücken konnten. Viele von ihnen drängelten sich auf dem Gang. Sie redeten miteinander, sie schauten uns an, als wir den Wagen betraten, und sie ahnten, daß Suko und ich etwas mit diesem Fall zu tun hatten, denn wir wurden darauf angesprochen, ob wir von der Polizei waren.
»Ja, das sind wir«, bestätigte ich.
»Wir waren alle im Restaurant oben«, erklärte eine couragierte Frau und funkelte mich an.
»Man wird es Ihnen glauben, Madame.«

»Das hoffe ich auch.«
»Aber jetzt lassen Sie uns bitte durch. Sie versperren leider den Weg zu unserem Abteil.«
Etwas unwillig trat sie zur Seite. Ich zerrte die Tür auf und auch wieder zu, als der Abbé und Suko den kleinen Raum betreten hatten. Bloch setzte sich aufatmend hin. Sein Gesicht vergrub er für einen Moment in den Händen. »Himmel, was bin ich froh«, sagte er, »daß ihr hier erschienen seid.«
Er deutete auf die zerstörte Lehne. »Das war er.«
»Und?« fragte Suko.
»Er nahm die Lehne zwischen seine Finger und zerdrückte sie, als bestünde sie aus weicher Butter.«
Für eine Weile schwiegen wir. Ich schaute dabei auf das Glas der Tür. Dahinter standen die Reisenden. Hin und wieder schielten sie in unser Abteil. Das hatte auch Suko bemerkt, deshalb ging er hin und zog die Vorhänge zu.
»Besser?«
»Und wie«, sagte der Abbé. »Jetzt könnt ihr euch auch vorstellen, wie dieser Killer Josephiel es geschafft hat, Pierre auf so schreckliche Art zu vernichten.«
Ich horchte auf. »Josephiel heißt er?«
»Richtig.«
»Es hört sich beinahe himmlisch an«, sagte Suko. Er warf mir einen Blick zu. »Erinnert dich das nicht an den Aufsatz eines gewissen Malcolm Worriner?«
»Und ob.«
»Wer ist das?« fragte der Abbé.
»Langsam, immer der Reihe nach. Schon deinen ersten Worten haben wir entnommen, daß du einiges weißt, Wie wäre es, wenn wir unser Wissen austauschen?«
»Darauf habe ich gehofft.«
Ich nickte. »Schön, die Zeit haben wir. Vielleicht können wir uns danach um den Killer kümmern…«

***

Er war schwach, er war kraftlos. Er hatte plötzlich etwas gespürt, gegen das er nicht angekommen war. Eine mörderische, eine fremde Kraft, die ihn erwischt und fertiggemacht hatte, so daß ihm nichts anderes geblieben war als die Flucht.
Damit kam Josephiel nicht zurecht.
Vor einem Menschen zu fliehen. Nie hätte er gedacht, daß dies einmal wahr werden würde. Menschen waren dazu erschaffen worden, um höheren Wesen zu dienen, aber nicht um diese Wesen zu schwächen oder zu vertreiben.

Das konnte und würde er nicht hinnehmen. Er hatte sich von dem alten Mann überraschen lassen, das aber würde ihm nicht noch einmal passieren. Auf keinen Fall. Bei der folgenden Begegnung würde er schneller sein und seine Akzente setzen - wie bei dem Begleiter des Alten, den er buchstäblich zerschmettert hatte.

Er war froh, das Abteil und auch den Wagen verlassen zu haben. Neben ihm blieb er stehen. Seine Knie fühlten sich weich an. Die Hörner auf seinem Schädel brannten, als würden Flammen über die Haare hinweglecken. Er tastete nach seinem Gesicht. Tief konnte er die Haut mit den Fingern eindrücken, ohne dabei auf den Widerstand irgendwelcher Knochen zu stoßen. Er war eben anders, er war ein Phänomen, er war stark, auch wenn er sich jetzt schwach fühlte. Das würde vorbeigehen. Er würde seine Stärke wiedererlangen, dann war wieder mit ihm zu rechnen.

Josephiel kannte die Menschen und wußte, daß einiges in Bewegung gesetzt werden mußte, wenn man den Toten entdeckte. Die Polizei mußte informiert werden, die nun mit ihren Untersuchungen begann. Dann lief alles nach einem bestimmten Schema ab. Man suchte den Killer, und man würde davon ausgehen, daß er sich noch an Bord befand.

Und sie würden recht haben.

Josephiel hatte nicht vor, die Fähre zu verlassen. Er würde erst gehen, wenn er abgerechnet hatte.

Um diese Zeit zu überbrücken und um seine Stärke wiederzuerlangen, benötigte er ein sicheres Versteck, am besten in der Nähe des Zuges.

Leider war er noch schwach, doch nicht so schwach, wie ihn sich andere gern gewünscht hätten, und ein Grinsen huschte über seine Lippen, als er sich einen bestimmten Plan zurechtgelegt hatte und diesen auch sofort in die Tat umsetzte.

Niemand würde darauf kommen, auf dem Dach des Wagens nachzuschauen. Dort wollte er sich verstecken, und im Liegen erholen. Er freute sich schon jetzt darauf, daß die alten Kräfte zurückkehrten.

Er wollte nicht außen und an den Abteilfenstern des Wagens in die Höhe klettern. Es gab da eine bessere Möglichkeit. Er drückte sich in die Lücke zwischen zwei Wagen und fand den ersten Halt auf den beiden Puffern. Dann streckte er die Arme dem Dach entgegen. An allen Gliedmaßen zitternd, schaffte er letztendlich den Weg nach oben, wo er sich sofort flach auf das Dach legte und zur Wagenmitte kroch.

So leise wie möglich bewegte er sich. Nur keine unnötigen Geräusche verursachen. Immer ruhig bleiben, sich unter Kontrolle halten, und er stoppte, als er so gut wie sicher war, über dem Abteil des alten Mannes zu liegen. Der stand nach wie vor auf seiner Liste.

Zunächst wartete er ab.

Nichts tun, die reine Beschäftigung mit sich selbst. Er lag auf dem Rücken und konzentrierte sich ausschließlich auf seine eigene Erholung. Was in seiner Umgebung geschah, hielt er von sich fern.

Er schaltete es einfach ab. Es interessierte ihn nicht, daß die Reisenden zurückkehrten und ihre Plätze in den Abteilen einnahmen. Es ging einzig und allein um ihn, und das war gut so.

Sein Blick war nach oben gerichtet, wo sich die vernietete Stahldecke abzeichnete. Er sah alles, aber er sah in Wirklichkeit nichts, weil er zu sehr mit sich selbst beschäftigt war. Die Kletterei hatte ihn angestrengt. Er konnte jetzt nachfühlen, wie es einem normalen Menschen erging. Der aber wollte er nicht sein. Er war ein über den Menschen stehendes Wesen. Er war aus einer anderen Dimension und Region gekommen, um sich aus bestimmten Gründen unter die Menschen zu mischen. Und diese Gründe würden auch immer bestehen bleiben.

Er wartete.

Seine Glieder waren wie taub und schmerzten zugleich. Sie lösten sich auf, sie kämpften gegen die Kraft an, die der verfluchte Würfel abgestrahlt hatte.

Damit hatte er nicht rechnen können. Josephiel wußte auch nicht, woher der Würfel kam und was in ihm steckte, jedenfalls hatte er eine Botschaft ausgesandt, die ein Wesen wie er nicht vertrug.

Jetzt war er weg, und Josephiel lebte.

Er hob die Arme an, ließ sie zunächst über seinen Körper hinweggleiten und preßte schließlich die Finger gegen seine Stirn, die ebenfalls sehr weich war. Dann fuhr er höher, um nach dem Gehörn zu fassen. Er hatte die Schmerzen bis hinein in seinen Unterleib gespürt. Er wäre beinahe durch dieses Zeichen des Bösen verbrannt, aber es war im letzten Augenblick noch einmal gutgegangen, und nun freute er sich darüber, daß die beiden Hörner noch normal vorhanden waren.

Er streichelte auch sein Gesicht. Die gekrümmten Finger rieben durch die Augen, die sich sehr leicht bewegen ließen. Wie zwei Kugeln, die jemand in die Höhlen und inmitten einer glitschigen Masse hineingedrückt hatte. Obwohl er eigentlich nichts sah, huschten doch Bilder aus der Vergangenheit durch sein geistiges Blickfeld.

Er sah eine mächtige Alpenlandschaft. Hohe Berge, ein kleines Dorf, abgeschieden von der übrigen Welt.

Dann ein Mädchen, sehr hübsch und ihm zu Willen.

Sie hatten sich geliebt, und sie hatte seinen Samen empfangen. Einen besonderen Samen, aus dem sich die Zwillinge entwickelt hatten. Zwei Jungen, sein Erbe.

Das und auch das Mädchen waren in Sicherheit gebracht worden.

Versteckt in einem alten Kloster, wo Frauen regierten, die ebenfalls einen anderen Weg eingeschlagen hatten.

Sie achteten auf seine geliebte Naomi, und sie achtete auch auf sein Erbe.

Er würde Naomi nie mehr sehen. Es lohnte sich nicht. Sie hatte ihre Pflicht getan, aber er würde sich schon bald mit dem beschäftigen, was er hinterlassen hatte.

Zuerst mußten andere Probleme gelöst werden.

Er senkte die Hände.

Sein Gesicht brannte. Josephiel wußte, daß etwas mit ihm geschah. Andere Mächte waren dabei, wieder von ihm Besitz zu ergreifen. Und zu diesen Mächten gehörte er.

Er war in diese Welt gekommen, um es mit den Menschen zu versuchen. Er war ein Abtrünniger. Er meinte es nicht gut mit den Menschen, aber er würde nicht aufgeben, das stand fest. Leider war er nicht so vorsichtig gewesen, wie es hätte sein müssen. Es hatte tatsächlich Menschen gegeben, die über seine Existenz informiert waren. Aber diese Menschen lebten nicht mehr, und der Mann unter ihm würde als nächster sterben, das stand fest.

Er war sogar der gefährlichste von allen, und Josephiel fragte sich noch jetzt, wie er überhaupt auf ihn aufmerksam geworden war. Die Antwort interessierte ihn nicht mehr. Wenn der alten Mann ausgelöscht war, hatte er seine Ruhe und würde sich auch um sein Erbe kümmern können.

Josephiel hob den rechten Arm.

Bei dieser Bewegung blitzten seine Augen auf, denn er merkte, wie kräftig er schon wieder geworden war. Seine Konzentration und die Beschäftigung mit den grundsätzlichen Dingen, die etwas brachten, hatten dafür gesorgt, daß es ihm wieder besser ging.

Er zog die Beine an.

Auch das klappte mühelos.

Im Liegen bewegte er die Schultern, weil er das Spiel seiner Muskeln prüfen wollte.

Keine Schwierigkeiten…

Josephiel machte weiter. Er wälzte sich auf den Bauch, blieb in dieser Haltung für einen Moment liegen, bevor er mit den Fingern das Dach eindrückte.

Sein Mund öffnete sich automatisch. Er lachte, aber es hörte niemand. Es war dieses lautlose und widerlich klingende Lachen, vielleicht auch ein Glucksen, aber er war zufrieden. Als er seine Finger von den bestimmten Stellen zurückzog, da sah er seine Spuren, die er auf dem Wagendach hinterlassen hatte.

An zehn dicht zusammenliegenden Stellen war es eingedrückt und bildete dort kleine Mulden.

So etwas schaffte nur er.
Josephiel stellte sich vor, wie seine Hände auf dem Körper eines Menschen lagen und dann in ihn hineindrückten. Wie er Wunden hinterließ und das Blut fontänenartig hervorspritzte, wobei die Schrei des Gefolterten immer leiser wurden und schließlich übergingen in ein letztes Todesröcheln.
So sollte es sein.
Er richtete sich auf.
In der Hocke blieb er zunächst.
Plötzlich war auch die normale Umgebung wieder für ihn interessant geworden. Die Stimme war nicht mehr vorhanden. Die Reisenden hatten längst den Zug wieder betreten.
Noch etwas fiel ihm auf.
Die Fähre glitt nicht mehr über das Wasser hinweg. Sie mußte angelegt haben.
Demnach war das Ziel erreicht. Sie befanden sich in Dover, an der englischen Kanalküste, aber keiner der Passagiere verließ das Schiff, und Josephiel wußte auch den Grund. Man hatte den Toten gefunden, die Polizei würde mit ihren Ermittlungen beginnen, was ihn allerdings nicht weiter störte.
Menschliche Regeln interessierten ihn nicht, obwohl er sich lange Zeit zwischen den Menschen bewegt hatte und auch so aussah wie sie, abgesehen von den beiden Hörnern auf seinem Schädel.
Die aber hatten seine Geliebte nicht davon abgeschreckt, es mit ihm zu treiben. Er war sich seiner Faszination auf Frauen bewußt.
Das würde auch so bleiben.
Während er noch immer in der Hocke saß, warf er einen Blick in die Runde.
Keine Gefahr.
Sie war auch nicht zu spüren.
Unter ihm hielt sich sein Feind auf. Dieser alte Mann würde es nicht noch einmal schaffen, ihn zu vernichten. Er überlegte, wie er am besten an ihn herankam. Dabei verglich er einige Möglichkeiten miteinander und kam zu dem Entschluß, daß er es auf keinen Fall auf dem normalen Weg versuchen wollte.
Er würde ihn überraschen, und nach diesem Gedanken setzte er sich in Bewegung.
Trotz seiner Größe glitt er geschmeidig wie ein Raubtier am Rand des Dachs entlang nach unten.
Genau in die Lücke zwischen zwei Fenstern ließ er sich hinabsinken und streckte dabei die Beine aus. Wer ihm zuschaute, mußte den Eindruck haben, daß hier ein Mensch zu Boden schwebte.
Glatt und lautlos kam er auf.
Sofort duckte er sich.

Sein Gesicht war angespannt. Die Arme hatte er zusammen mit den Händen leicht vorgestreckt, als wollte er in seiner Umgebung umhertasten. Neben dem bewußten Abteilfenster blieb Josephiel stehen. Eine Scheibe einzuschlagen, bedeutete für ihn kein Hindernis. Er hätte es mit einem Finger sogar geschafft.

Das wollte er aber nicht.

Er wollte über sie kommen mit der Gewalt eines alles vernichtenden Orkans…

***

Wir wußten jetzt Bescheid, aber im Prinzip wußten wir noch immer nicht viel. Der Abbé hatte uns die Begegnung mit diesem Wesen detailgetreu berichtet, wir hatten von unseren Nachforschungen erzählt und auch davon, wie geschockt wir waren, als wir vor der Leiche des Malcolm Worriner gestanden hatten.

Der Abbé hatte nur genickt. »So macht er es immer. Er tötet auf besonders grausame Weise. Pierre ist dafür das beste Beispiel. Wir haben seinen Körper ja selbst gesehen.«

»Und wo ist er jetzt?« Suko hatte die entscheidende Frage gestellt und schaute uns an.

Eine Antwort erhielt er nicht. Der Abbé aber hob die Schultern. »Ich werde versuchen, es durch meinen Würfel herauszubekommen, wobei ich noch immer der Ansicht bin, daß er sich auch weiterhin auf dieser Fähre aufhält. Er hat sie nicht verlassen, er… er ist geschwächt. Er wird sich einen Platz gesucht haben, wo er sich ausruhen kann.«

»Es klingt dumm, wenn ich dich frage, wo das sein könnte.«

»Ich habe keine Ahnung, John. Ich kenne die Fähre hier nicht. Sie ist ein großes Schiff. Ich habe mich nur in diesem Zug aufgehalten, das ist alles.«

»Aber Pierre nicht.«

»Richtig.«

»Und ihn hat es erwischt.«

»Ja - leider. Worauf willst du hinaus, John?«

»Das ist ganz einfach. Ich kann mir vorstellen, daß dieser Josephiel über euch Bescheid wußte und euch deshalb nicht aus seiner Kontrolle entlassen hat. Er hat nur nach einem günstigen Weg gesucht, um erst einen und dann den anderen umzubringen. So und nicht anders ist es meiner Meinung nach gewesen.«

»Dann wird er zurückkehren.«

Bloch nickte mir zu. »Damit rechne ich natürlich auch. Er wird kommen und mich vernichten wollen, trotz des Würfels. Und er wird es auch schaffen, denke ich. Ich brauche mir nur seine Möglichkeiten vorzustellen, dann wird mir ganz anders. Er kann mich aus dem Hinterhalt angreifen, er kann mich vernichten mit einer Kugel, mit

einem rasch geworfenen Messer, er kann zu allen Waffen greifen, er kann…« Der Abbé hob die Schultern und verstummte.

»Vergiß nicht, daß wir auch noch hier sind«, sagte ich.

Bloch nickte. »Aber du hast seine Kraft nicht erlebt. Schau dir nur die Lehne an. Er hat sie einfach zerquetscht, und das will mir noch jetzt nicht in den Kopf, obwohl ich es mit eigenen Augen gesehen habe.«

Suko strich mit der Hand über die Reste. »Das ist wirklich ein Hammer«, sagte er. »Wenn ich ehrlich sein soll, kann auch ich es mir nicht unbedingt vorstellen, aber das macht nichts. Wir werden ihn erwarten müssen und entsprechend reagieren.«

»Es sei denn, er ist schneller.«

»Wie schnell, John?«

Ich stand auf, weil ich vom langen Sitzen nicht steif werden wollte. Aber das allein war nicht der einzige Grund.

Es gab noch einen anderen. Ich hatte den Eindruck, als hielte sich unser Gegner nicht weit von uns entfernt auf. Irgendwo in der Nähe hatte er seinen Platz gefunden. Er lauerte auf uns, er wartete auf eine Möglichkeit, blitzschnell zuschlagen zu können. Ich ging auf die Abteiltür zu und lüftete den Vorhang ein wenig.

Zu sehen war nichts, abgesehen von den Reisenden, die noch auf dem Gang standen.

Ich drehte mich wieder um.

»Du hast was!« stellte Suko fest. »Ja.«

»Raus damit!«

»Ich kann es euch zwar genau sagen, bleibe aber trotzdem ungenau. Ich bin schon beinahe der Überzeugung, daß sich unser Freund nicht weit entfernt aufhält und auf seine günstige Gelegenheit wartet.«

»Moment, wir sind zu dritt. Er will den Abbé allein.«

»Würde er sich von drei Personen stören lassen? Ein Mann wie er, ausgerüstet mit einer immensen Kraft? Ich glaube nicht. Der ist von sich selbst überzeugt. Der greift an, der schlägt, denn wir dürfen nicht vergessen, daß er kein normaler Mensch ist, auch wenn er so aussieht. Hinter ihm steckt mehr.«

»Was?«

Ich hob die Schultern. »Ein Engel?«

»Der einen derartigen Kopfschmuck trägt?« fragte Suko. Es klang leichter Spott in seiner Stimme mit. »Glaubst du das?«

»Es ist ein Problem.«

»Sehen wir ihn als einen Abtrünnigen an«, schlug der Abbé vor.

»Abtrünnig von wem?«

»Simpel geantwortet vom Himmel.«

»Du sprichst von einem Engel?«

Ich hatte mich wieder gesetzt und stimmte zu. »Ja, ein Engel, nicht mehr und nicht weniger.«

»Jemand aus Luzifers Garde?« fragte Suko, »wobei wir nicht weit von den Kreaturen der Finsternis entfernt wären. Oder hast du da eine andere Meinung?«

So schnell bekam mein Freund die Antwort von mir nicht. In der Tat hatte er einen interessanten Themenkomplex angesprochen, denn an die Urdämonen, die sich später den Menschen so wunderbar angepaßt hatten und die als Luzifers zweite Garnitur gelten konnten - die erste waren die mit ihm gefallenen Engel -, hatte ich auch schon gedacht, aber ich war zu keinem Resultat gelangt.

»Also nicht…«

»Ich weiß es nicht genau - sorry. Vom Gefühl her würde ich es abstreiten.«

»Dann bleibt nur mehr der normale Engel«, stellte der Abbé fest.

»Ja«, murmelte ich. »Ja, das könnte es durchaus sein, obwohl ich es nicht fasse.«

»Kann ein himmlisches Wesen denn abtrünnig werden?«

Da hatte Suko eine gute, wenn auch nicht leicht zu beantwortende Frage gestellt.

Der Abbé hob die Schultern und atmete schnaufend aus. Ich runzelte die Stirn und setzte ein paarmal zum Sprechen an, ohne jedoch einen Satz zu sagen.

»Also nicht?« hakte Suko nach.

»Wir wollten ihn fragen.«

»Wie witzig.«

»Wenn ein Engel seine Sphären verläßt, also abtrünnig wird und sich dem Bösen zuwendet, muß er einen besonderen Grund dafür gehabt haben!« stellte Bloch fest. »Diesen Grund kennen wir nicht, aber gehen wir davon aus, daß er existiert. Ich bin kein Fachmann, was die Engelsforschung angeht. Ich habe hin und her überlegt und bin dann zu der Überzeugung gelangt, daß es sein kann. Es hört sich dumm an, wenn ich sage: Auch Engel sind Menschen, aber es trifft im Prinzip zu. Dieser Josephiel hat sich menschlich verhalten, aus welchen Gründen auch immer. Er ist nach wie vor ein Engel, aber man hat ihn gezeichnet. Das muß seine Strafe gewesen sein.«

»Was sagst du dazu, Suko?«

Mein Freund grinste mich an. »Da du keine bessere Lösung parat hast, stimme ich dem Abbé zu.«

»Danke.«

»Gut, ihr habt meinen Segen.« Ich lächelte knapp. »Aber wir kommen so nicht weiter, das steht auch fest. Wir haben uns hier ausgesprochen, wir sind der Theorie verfallen. Wichtiger ist es, daß wir ihn stellen, bevor er sich erholt hat.«

»Es hieße suchen.«

»Nein, Suko, nicht unbedingt. Sollte Josephiel es auf uns abgesehen

haben, wird er sich an unsere Fersen heften, sobald wir die Fähre verlassen. Ich glaube nicht mehr, daß ihn andere Personen großartig interessieren werden. Es sagt mir allein die Logik, daß er sich auf uns konzentrieren wird.«

»Wenn du so denkst, John, sollten wir so rasch wie möglich verschwinden. Ich möchte nicht gerade an diesem sehr beengten Ort mit ihm zusammentreffen.«

»Da hat er recht«, stand der Abbé Suko bei. »Du hättest ihn erleben müssen, John. Da bleibt dir wirklich die Sprache und noch mehr weg. Es ist ein Hammer!«

Ich erhob mich. »Dann laß uns gehen. Wir werden Gerald Gross und auch dem Kapitän Bescheid geben. Es wird zwar schwer werden, Gross zu erklären, daß er die Nachforschungen abbrechen soll, aber in diesem Fall muß er sich fügen.«

»Das übernimmst du«, sagte Suko.

»Klar, ich habe den breitesten Rücken und werde…« Weiter kam ich nicht mehr, denn ich hatte eine Warnung empfangen.

Es war ein Stich in der Brust.

Das Kreuz?

Ich wollte den anderen etwas sagen, aber es war zu spät. Keiner von uns hatte auf das Abteilfenster so recht geachtet. Das aber brach plötzlich auseinander, denn von außen hatte jemand die Scheibe zerschmettert, und als wir uns drehten, da sahen wir zum erstenmal den Killer mit den Ziegenhörnern…

***

Hätte Suko seinen Stab gezogen und das Wort *Topar* gerufen und wäre die Zeit dann für fünf Sekunden einfach stehengeblieben, hätte ich mich kaum anders gefühlt, als in diesem Augenblick, der sich meiner Ansicht nach stark in die Länge dehnte. Mix kam das Geschehen wie verlangsamt vor, und ich bekam alles überdeutlich mit.

Sprang er hinein? Flog er hinein?

Wahrscheinlich hatte er beides miteinander koordiniert, und er war von einem Regen aus Splittern umgeben, die ihm allerdings nichts ausmachten.

Er sah breiter aus, als das Fenster mit seinen Ausmaßen wirkte, und doch schaffte er es, hindurchzukommen. Die Arme vorgestreckt, suchten seine Hände nach einem Ziel.

»Weg!« brüllte ich und erkannte meine Stimme dabei kaum wieder. »Verschwindet!«

Es war Unsinn, daß ich so reagierte, aber ich mußte einfach etwas tun. Josephiel war da - und griff an.

Suko erwischte er als ersten.

Er hatte sich der Gestalt entgegenwerfen wollen. Im Ansatz war diese Bewegung schon erstickt. Mit einer Hand kriegte Josephiel Sukos linke Schulter zu fassen und wuchtete den nicht gerade leichten Mann herum wie eine Puppe. Dabei bekam der Inspektor soviel Schwung, daß er durch das Abteil flog und in die Sitze krachte. Mit dem Rücken prallte er gegen die Rückenwand, die beinahe aus den Fugen gerissen worden wäre.

Als nächsten erwischte er mich.

Ich hatte mich zwar geduckt, aber seine Beine vergessen. Ein Knie hob er an. Mein Brustkorb schien zu explodieren. Ich hatte das Gefühl, als wären mir alle Knochen in dieser Höhe gebrochen worden. Ich fiel zu Boden. Das Kreuz meldete sich noch immer. Seine Stiche überstrahlten selbst den Schmerz im Körper.

»Fahr zur Hölle, Verfluchter!« Die Worte schrie ihm der Abbé entgegen, aber sie würden nichts nutzen.

Ich wälzte mich herum. Während dieser Bewegung kriegte ich kaum Luft. Es war so gut wie unmöglich, tief einzuatmen. Der dabei entstehende Schmerz trieb mir das Wasser in die Augen. Dennoch sah ich, was dieses Wesen mit dem Abbé vorhatte.

Daß andere Reisende versuchten, in das Abteil hineinzuschauen, sah ich an den Bewegungen hinter dem nicht zu dicht schließenden Vorhang. Jemand riß plötzlich die Tür auf, und Josephiel, der den Abbé angehoben hatte, wurde ebenfalls davon überrascht.

Er hatte Bloch durch das Glas der Tür drücken wollen. Jetzt aber stolperte er mit ihm zusammen nach vorn und dabei in den Gang hinein, wo die Menschen schreiend zurückwichen. Ein Mann fiel zu Boden, die anderen schauten voller Panik zu, was da ablief.

Ich konnte dem Abbé nicht helfen. Ich war so geschwächt, daß ich nicht einmal in der Lage war, Worte zu sprechen. Deshalb war die Aktivierung des Kreuzes nicht möglich.

Ich verfluchte mich selbst, weil ich eben nur zum Zuschauen verdammt war und wahrscheinlich miterleben mußte, wie der abtrünnige Engel den Abbé tötete.

Er lachte.

Er freute sich, und er holte dabei aus, als hielte er keinen Menschen fest, sondern nur einen Gegenstand.

Den rechten Arm hatte er nach hinten gedrückt. Der Abbé hing in seinem Griff. Die linke Hand des Engels hatte sich in die grauen Haare des Mannes hineingekrallt, und gerade dieser brutale Griff war es, der mich so ängstigte.

Obwohl von zahlreichen Zeugen umgeben, war der Abtrünnige sich seiner Sache so sicher, daß er sie auch aussprach. Er wollte den Abbé schon jetzt leiden sehen, und er erklärte ihm, daß er ihm den Schädel vom Körper reißen würde.

Ich versuchte alles.
Noch immer konnte ich nicht sprechen. Aber ich rollte mich von der Sitzbank, fiel auf die Knie, und dieser leichte Aufprall reichte aus, um wieder die Schmerzen durch meine Brust zu schicken, als wären dort Blitze unterwegs.
»Nicht, John…«
Es war Suko, der zu mir gesprochen hatte.
Ich drehte den Kopf.
Meinem Freund ging es noch am besten von uns. Er hatte sich bereits hingestellt und starrte auf den Rücken des abtrünnigen Engels. Seine Beretta hatte er nicht gezogen. Es hatte wahrscheinlich auch keinen Sinn. Geweihte Silberkugeln gegen eine derartige Gestalt einzusetzen, war lächerlich. Zu dem hatte uns der Abbé davon berichtet, daß ihn eine Kugel nicht töten konnte. Seine Wunden schlossen sich wieder von allein, da mußte man schon mit anderen Waffen kommen.
Natürlich wäre mein Kreuz wohl ideal gewesen, nur war ich nicht in der Lage, es über den Kopf zu streifen. Ich konnte nicht mal die Formel rufen.
Aber Suko besaß seinen Stab.
Und den hielt er bereits in der Hand. Noch bevor Josephiel seinen fürchterlichen Vorsatz in die Tat umsetzen konnte, rief er laut. »Topar!«
Alle, die das Wort hörten, erstarrten, ich eingeschlossen. Aber auch der Abtrünnige, und darauf war es Suko angekommen…

***

Ich hatte damit gerechnet, daß er zu ihm laufen und ihm den Abbé entreißen würde. Das aber tat Suko nicht. Fünf Sekunden waren eine verdammt knappe Zeitspanne, besonders in diesem Fall.
Suko mußte sich wahnsinnig beeilen, denn alles kam jetzt auf ihn an.
Auf ihn allein!
Und plötzlich war er bei mir. Er sprach nicht, er handelte. Niemals zuvor hatte mir ein anderer so schnell die Kette über den Kopf gestreift. Das Kreuz befand sich in Sukos Besitz. Obwohl ich starr war und nicht mal den kleinen Zeh bewegen konnte, fieberte ich mit, weil ich darauf hoffte, daß es mein Freund schaffte.
Er lief hin.
Waren die fünf Sekunden um?
Ja, in diesem Augenblick.
Die Menschen regten sich wieder. Es war wie im Märchen Dornröschen, wo all die Bewohner des Schlosses nach dem hundertjährigen Schlaf genau dort wieder anfingen, wo sie vor so langer Zeit aufgehört hatten.
Nur war dies kein Märchen, dafür die Realität, und es stand auch

nicht fest, ob der Ausgang positiv verlief.

Der Abbé jammerte. Sein Kopf wurde bereits zur Seite gerissen, auch der Abtrünnige drehte den Schädel mit den beiden Hörnern darauf, weil er Bloch ins Gesicht sehen wollte, um dessen Todesangst haarklein zu erleben.

Suko mußte schnell sein, und Suko war auch schneller. Sein rechter Arm wischte nach oben, die Hand hielt das Kreuz, und die tauchte plötzlich so dicht vor dem Gesicht der Gestalt auf, daß beide miteinander Kontakt bekamen.

Ich sah ein Feuer!

Keine normale Flamme, sondern etwas, das grellweiß in die Höhe schoß. Ein Stich wie ein gleißendes Messer, auf dessen Klinge sich die Strahlen der Sonne verloren. Das alles blendete mich, ich hörte einen gellenden Schrei, dann sah ich, wie sich die Hand aus dem Haar des Abbés löste.

Bloch, der noch über dem Boden schwebte, sackte zusammen. Er flatterte mit den Armen, aber er lebte, und das allein war wichtig.

Josephiel lebte ebenfalls noch.

Er drehte sich um.

Schwerfällig waren seine Bewegungen. Er torkelte dabei sogar, und Suko hatte sich wieder zurückgezogen. Er stand jetzt in meiner Höhe und wartete.

Hatte es das Kreuz geschafft?

Wir wußten es nicht, wir konnten auch nicht Josephiels Gesicht erkennen, weil er den Kopf gesenkt hielt, aber wir bekamen mit, wie seine Hörner plötzlich schmolzen.

Sie hatten ihre Farbe bereits verloren. Allmählich wurden sie grau, dann noch dunkler. Nun hatten sie eine Schwärze erreicht, die mich an verbranntes Mauerwerk erinnerte.

Und sie blieben nicht mehr so stark.

Sie sackten zusammen, sie waren brüchig geworden, wir hörten das Knirschen des Horns oder was immer es auch sein mochte. Jedenfalls drangen sie gleichzeitig in Josephiels Schädel ein, der in diesem Augenblick den Kopf anhob.

Er starrte uns an.

Wir starrten ihn an.

Suko drückte mir das Kreuz in die Hand. Es tat gut, seine Wärme zu spüren, die mich beruhigte. Es konnte durchaus sein, daß ich es noch einmal einsetzen mußte, denn dieser verfluchte Mörder war noch nicht am Ende.

Auch wenn sein Gesicht zu einer aufgequollenen Masse geworden war und die Augen vorstanden.

Es sah aus, als hätte es keinen Halt mehr durch die Knochen gehabt, und von innen her glühte es zudem auch auf, als würde es verbrennen.

Aber Josephiel stand.
Und er wollte weitermachen.
Seine Arme zitterten. Seine Beine ebenfalls. Beides konnte ihn nicht davon abhalten, auf uns zuzugehen. Er gab Laute von sich, die kaum zu beschreiben waren. Sie klangen wie ein schweres Röcheln, das in einer unendlichen Ferne entstanden war. Ich hatte auch nicht mehr den Eindruck, in einem engen Abteil zu liegen, vielmehr kam es mir vor, als hätte sich die Welt geöffnet, ohne allerdings die Grenzen zu verlieren. Eine andere mußte sich dazwischengeschoben haben, doch das war jetzt zweitrangig.
Ich wollte die Vernichtung. Dazu mußte ich sprechen. Ich holte Luft.
Mein Brustkasten schien dabei zu glühen. Der Mund war trocken, aber diesmal konnte ich reden und auch hörbar sprechen.
»Terra pestem teneto - salus hic maneto!«
Damit war alles gesagt, und ich hatte meine stärkste Waffe gegen den Abtrünnigen Engel eingesetzt…

***

Die mächtigen Berge umgaben das einsam gelegene Kloster wie stumme Zeugen aus einer weit zurückliegenden Vergangenheit.
Stille lag über der Landschaft.
Und Stille herrschte auch innerhalb der Mauern, wo es fast nur düstere Kammern, Zellen und Räume gab, bewacht von hohen Decken oder gestützt von starken Säulen.
Es war eine Welt für sich. Und in dieser Welt lebten Personen, die nichts, aber auch gar nichts mit der Außenwelt zu tun haben wollten. Die sich eingegraben hatten, als wollten sie in der Tiefe der Zeit versinken, aber doch dem Kreislauf der Natur folgen mußten, denn sie wurden geboren, und sie starben auch irgendwann.
Es war das Kloster der namenlosen Nonnen!
Wer hier Unterschlupf erhielt, für den war die Welt draußen vergessen. Der wollte auch nicht mehr hinaus, der hatte hinter den Mauern sein Glück gefunden und frönte dem, was manche Menschen kaum auszusprechen wagten: Schwarzer Magie…
Zauberei, Hexerei… das Verachten der Normen und auch zwangsläufig der Personen, die diese Normen aufgestellt hatten. Menschen waren nicht willkommen, und Menschen kamen auch nicht, denn wer von dem Kloster wußte, der vergaß es lieber.
Hin und wieder verließ die eine oder andere Nonne ihren Bereich, um in einen Ort zu gehen. Dann wurden bestimmte Dinge eingekauft, die in dem verwilderten kleinen Garten im Innenhof des Klosters nicht wuchsen.
Und über den Mauern hing wie ein unsichtbarer Schutz die Hand des Bösen.

Sie war es, die regierte. Sie sorgte dafür, daß andere Menschen, die ebenfalls dem Bösen dienten, hinter den dicken Mauern des Klosters ihren Unterschlupf fanden.

Seit einiger Zeit aber beherbergte dieses Gemäuer drei Gäste.

Eine Frau befand sich darunter, aber sie war längst vergessen, und man hatte sie in eines der Verliese gesperrt, wo sie dem Wahnsinn nahe dahinvegetierte.

Um sie kümmerte man sich nicht. Hin und wieder wurde ihr Nahrung gereicht, das war alles.

Wichtiger waren die anderen beiden Gäste. Sie hatten einen besonderen Raum zugeteilt bekommen, in dem sie sich ständig aufhielten. Und es saß immer jemand in ihrer Nähe, der sie beobachtete.

Der Raum war groß, hatte eine hohe Bogendecke, die von mächtigen Wänden gestützt wurde. Licht flackerte unruhig durch die Düsternis, doch richtig hell wurde es nie. Es gab nämlich nur zwei schmale Fenster in den Wänden. Wenn die Sonne besonders günstig am Himmel stand, dann trafen die Strahlen auch die beiden Dinge, die den Mittelpunkt des ansonsten kahlen Raumes bildeten.

Es waren zwei Kinderwiegen!

Sehr schöne und auch auffallende Wiegen, die mit weißen Brokatstoffen bespannt waren. Sie lagen zweilagig übereinander. Die erste Lage reichte bis zur äußeren Mitte der Wiegen, die zweite berührte mit ihrem Saum beinahe den Boden. Auch das Kopfteil der Wiegen war durch den hellen kostbaren Brokatstoff abgedeckt worden und bildete am vorderen Rand so etwas wie einen kleinen Vorhang oder Sichtschutz.

Wer in den Wiegen lag, war nicht so leicht zu erkennen, aber es mußte schon ein besonderer Inhalt sein, wenn er Tag und Nacht von einer der Nonnen bewacht wurde.

Die Wächterin saß stets in Sichtweite auf einem harten Stuhl, das Gesicht den Wiegen zugewandt, ansonsten starr wie eine Plastik.

Aber sie schlief nicht.

Sofort zuckte die Aufpasserin zusammen, wenn sich etwas in den Wiegen bewegte. Manchmal waren ungewöhnliche Laute zu vernehmen. Mal ein leises Röcheln, dann wieder ein Knurren, hin und wieder auch ein schreckliches Gelächter, was der jeweiligen Aufpasserin allerdings nichts ausmachte, denn wenn sich der Inhalt in den Wiegen regte, dann wußte sie, daß er auch gesund war.

Zuflucht bei den namenlosen Nonnen finden!

Das war es, was sich viele wünschten, die der Schwarzen Magie dienten. Aber nur wenige wußten, wo sie diese Gestalten finden konnten. Josephiel hatte es gewußt. Er hatte die beiden Kinderwiegen in die Obhut dieser unglaublichen Frauen gegeben, die auf die zwei

Kinder achteten wie auf ihre eigenen Hände.
An diesem Tag war es ruhig gewesen. Die beiden Kinder hatten sich nicht bewegt. Hin und wieder war die Aufpasserin aufgestanden, um einen Blick auf den Inhalt der Wiegen zu werfen.
Was sie dort sah, hätte andere erschreckt. Sie aber war jedesmal sehr zufrieden gewesen und war wieder zu ihrem Wachplatz zurückgegangen. Die Zeit verging. Die Sonne stieg höher. Ihre Strahlen fanden den Weg durch die kleinen Fenster. Sie tasteten sich behutsam in den Raum hinein und fielen auch über den glatten, staubfreien Boden, den sie glänzen ließen wie einen Spiegel.
Als die Strahlen der Sonne einen bestimmten Winkel erreicht hatten, drehte die Nonne den Kopf.
Für einen Moment nur blinzelte sie hinein, dann stand sie auf, faßte den Stuhl unter und stellte ihn an einer anderen Stelle wieder hin, wo sie sicher sein konnten, vom Licht der Sonne nicht getroffen zu werden.
Sie mochte diese Helligkeit nicht. Für sie war die Kälte des Mondlichts weitaus wichtiger. Aber die Nonne mußte noch warten, bis endlich die Ablösung kam.
Die Frauen arbeiteten in vier Schichten. Da unterschieden sie sich nicht von einem Industriebetrieb, und keine hatte sich jemals darüber beschwert, die Wachfunktion zu übernehmen. Sie alle freuten sich sogar darauf, denn dann saßen sie in der Nähe des Unerklärlichen, des Unheimlichen und des abgrundtief Bösen.
Es war für sie wie Balsam. Sie atmete den Schrecken ein, sie labten sich an ihm, sie waren hochzufrieden, wenn sie etwas von der unheimlichen Aura spürten und auch von einer Kälte, die keinesfalls aus der normalen Welt hervordringen konnte.
Es war eben alles anders geworden nach dieser Geburt der beiden Jungen, der Zwillinge, die der Leib einer schönen, jungen Frau zur Welt gebracht hatte.
Ein Mädchen aus einem der Dörfer war den Verführungskünsten eines herrlichen Mannes erlegen.
Josephiel war aus seinen Regionen herabgestiegen und hatte sich eine Frau genommen, die somit sein Erbe in die Welt setzen konnte.
Ein Zwillingspaar!
In seinem Namen würde es handeln und regieren. Es würde alles das tun, was in seinen Erbanlagen steckte, und vor allen Dingen würde es hier im Kloster der namenlosen Nonnen stets den nötigen Schutz vor der fremden Welt finden.
Die Welt barg Gefahren. Mochten die Kleinen auch jetzt schon so stark und mächtig sein, es gab trotzdem Personen, die nur darauf warteten, sie zu vernichten. Das hatte auch Josephiel gewußt und den Frauen ans Herz gelegt, besonders auf die beiden achtzugeben.

Ihre Lippen waren trocken und spröde geworden. Die Zungenspitze erschien und umleckte sie.

Klebriger Speichel blieb am Mund hängen, was der Aufpasserin nichts ausmachte.

Dafür irritierte sie etwas anderes!

Zuerst glaubte sie an eine Täuschung. Die Frau kniff die Augen einige Male zusammen, öffnete sie wieder, und der Faltenkranz um die Augen herum verschwand.

Es war keine Täuschung.

Es gab diesen seltsamen Dampf.

Urplötzlich hatte er sich im Raum ausgebreitet, und er war wegen seiner hellgrünen Farbe sogar sehr genau zu erkennen. Er wogte durch den Raum, er bekam immer mehr Nachschub, so daß sich die einzelnen, noch voneinander getrennt schwebenden Wolken verdichteten.

Hatte die Nonne vor Augenblicken noch ziemlich bequem auf ihrem Stuhl gesessen, so änderte sich ihre Haltung jetzt. Sie fror ein, und das allein wegen dieser Wolken, deren Ursprung für sie nicht zu erkennen war. Sie waren auch nicht aus den beiden Fenstern gedrungen.

Die Wolken aber wanderten weiter. Sie hatten es geschafft, einen großen Kreis zu bilden, der noch eine Lücke zeigte. Von zwei Seiten trieben sie aufeinander zu, und es wies alles daraufhin, daß sie sich an einer bestimmten Stelle vereinigen würden.

Die Wächterin schnüffelte.

Die grünen Wolken gaben keinen Geruch ab. Sie waren völlig neutral, aber sie hatten sich ein Ziel ausgesucht.

Enger und enger zogen sie den Kreis um die beiden Wiegen herum. Gleichzeitig stiegen sie auch höher und schafften es auf diese Art und Weise, eine Wand aufzubauen.

Die Nonne war fasziniert. Sie wußte nicht, wo sie zuerst hinschauen sollte. Zu dieser grünen Botschaft oder zu den beiden Kinderwiegen in der Mitte des Raumes?

Die Wiegen standen nicht mehr still. Sie schaukelten hin und her. Nicht durch eine äußere Einwirkung, also waren die Zwillinge erwacht.

Die Wächterin wollte sich erheben. Allein, sie schaffte es nicht. Die Fläche des Stuhls war plötzlich mit einem Klebstoff bestrichen, der sie aufhielt. Sie kam sich auch überflüssig vor, denn der geisterhafte Kreis machte durchaus den Eindruck, als wäre er dabei, den Inhalt der Wiegen vor allen Gefahren zu schützen.

Die rechte der beiden Wiegen schaukelte stärker. Ein Stöhnen drang aus ihr hervor, langgezogen, und gar nicht nach einem Kind klingend, sondern verdammt erwachsen. Das Stöhnen blieb nicht lange, es ging über in ein schreckliches Heulen, als stünde eine Hyäne mitten in der

Wildnis. Nur allmählich klang es ab.

Selbst der abgebrühten Frau rann ein Schauer über den Körper, aber das Spiel ging weiter.

Aus der zweiten Wiege hörte sie ebenfalls die furchtbaren Laute emporsteigen.

Ein Schreien diesmal.

Zuerst leise und langgezogen. Zudem hörte es sich an, als hätte jemand in einen von innen hohlen Metallzylinder geblasen, der sich weiter vorn noch verengte.

Das Schreien wurde zur Qual.

Die Frau hielt sich die Ohren zu.

Die Wiege schaukelte stärker.

Und auch das zweite Kind schrie.

Es brüllte wie am Spieß. Die Wiege kippte nach vorn, nach hinten, legte sich mal zur rechten und auch wieder zur linken Seite. Der Kreis aus grünem Dampf hatte sich geschlossen. Als die Wächterin genauer hinschaute, da mußte sie sehen, daß sich aus diesem Kreis etwas hervorgeschoben hatte und über beide Wiegen schwebte.

Es waren zwei Hände mit dicken, grünen Fingern, die gleichzeitig trotzdem schlank wirkten und an den Bändern zupften, mit denen der Stoff an den Rändern verziert war.

Die Zwillinge schrieen noch immer.

Nie zuvor hatte die Nonne derartige Schreie gehört. Als würden sie bei lebendigem Leib gefoltert.

Die Frau saß da und hatte die Hände gegen die Lippen gepreßt. Sie kam nicht mehr zurecht, das Geschehen lag außerhalb ihrer Kontrolle, und die Gefahr für die beiden Kinder schien von einer anderen Ebene zu stammen.

Darüber dachte die Frau nicht nach. Sie stellte nur fest, daß die Veränderungen blieben. Es mußte mit dem grünen Nebel zusammenhängen, der dabei war, sich noch mehr zu verdichten, und wo sich die Hände stärker hervorbildeten.

Sie schützten - oder?

Die Frau hörte das leise Knistern und Knirschen. Brach der Nebel im Augenblick seiner höchsten Festigkeit zusammen?

Nein, das passierte nicht.

Er zog sich nur zurück. Plötzlich waren wieder die Wolken entstanden. Sie drehten sich über den Boden hinweg, dicke, dampfende Spiralen, die nach einem Ausgang suchten.

Wieder quollen sie auf die Fensteröffnungen zu.

Dann waren sie verschwunden.

Die Wächterin schaute ihnen mit weit geöffneten Augen und starren Blicken nach. Sie kam mit den Gegebenheiten überhaupt nicht zurecht. Sie fühlte sich ängstlich, gleichzeitig auch fasziniert. Etwas

steckte in ihr, das sie wieder hochputschte. Zudem wußte sie jetzt, daß sie nicht allein war. Die andere Kraft, die…

Das Knirschen!

Überdeutlich hörte sie es.

Ihr Blick richtete sich auf die beiden Kinderwiegen. Aus dieser Richtung war das Geräusch entstanden, aber sie konnte die Ursache nicht erkennen. Hing es mit den beiden Jungen zusammen? Hatten sie sich bewegt? Waren sie es, die von innen her gegen die Wände der Wiege kratzten oder sich selbst an irgendwelchen Fingern zerrten?

Alles war möglich, alles strahlte durch den Kopf der Frau.

Auf einmal konnte sie auch aufstehen.

Sie wollte hin, und sie hörte die schrecklichen Rufe. Überlaut, mit Stimmen, die kaum zu beschreiben waren, aber sie verstand sehr genau, was die Zwillinge schrieen.

»Tot… tot… tot… er ist tot!«

***

Ich hatte die Formel laut und deutlich ausgesprochen. Sie mußte von den Umstehenden gehört worden sein, natürlich auch von Josephiel, dem Engel oder Dämon.

Jetzt kam es darauf an, zu welcher Seite hin er tatsächlich tendierte und ob er noch immer mehr zu denen zählte, die dabei waren, die Sache des Guten zu verteidigen.

Ich glaubte es nicht. Er hatte sich gedreht, er war abtrünnig geworden, und ich wartete auf eine Reaktion meines Kreuzes. Es war aktiviert worden, es mußte handeln, es gab keinen anderen Weg.

Zumindest hatte ich nie etwas anderes erlebt.

Das Licht explodierte.

Ich hatte es erwartet und erhofft. Plötzlich umgab mich eine gleißende Helligkeit, die alles erfaßte, was sich in unmittelbarer Nähe des Kreuzes befand. Er war nicht mehr zu sehen, das Licht blendete, heller als eine Sonne, aber es schmerzte nicht in den Augen. Ich kannte dieses Phänomen. Das weiße Licht schien sich bewußt einem Menschen gegenüber zurückzuhalten, um ihn nicht zu verletzen.

Aber wie würde es sich bei einem dämonischen Engel verhalten?

Von der normalen Umgebung sah ich nichts mehr. Suko, der Abbé draußen, die anderen Reisenden in seiner Nähe, all das war verschwunden, einfach aufgelöst.

Nur einer stand im Zentrum.

Josephiel!

Er war zu sehen. Er war die Gestalt. Hochaufgerichtet und in einer Haltung, als wollte er sich noch einmal recken und sich dabei auf die Zehenspitzen stellen.

Aber war er das noch?

Die Hörner gab es nicht mehr. Sie waren zusammengeschmolzen und mußten als heiße Masse in seinen Schädel hineingebrochen sein. Sein Gesicht zuckte. Es hatte einmal faszinierend ausgesehen, davon war nichts mehr zu erkennen, denn jetzt wirkte es verbeult und stand dicht davor, einzufallen.

Es war weich geworden und klumpig. Die Augen gab es ebenfalls nicht mehr, sie waren aus den Höhlen gestoßen worden und hingen nach vorn. An langen, dünnen Bändern schaukelten sie leicht hin und her. Der Mund hatte sich verzogen, die Lippen standen offen, und der Mund selbst bildete ein schiefes Loch.

Auch hatte sich ein anderes Bild über das Gesicht geschoben. Mehr ein Schatten, der sich aus mehreren Schichten zusammensetzte, die wiederum verschiedene Gesichter bildeten. Grau und glasig sahen sie aus, und jedes Gesicht hatte eine andere Form.

Tierische Fratzen, monströs auf der einen und zusammengezogen auf der anderen Seite. Verzerrt und grell, dabei grauenhaft und kaum zu beschreiben.

Ich hatte den Eindruck, eine Kreatur der Finsternis bei ihrer Entstehung zu erleben, wie sie sich aus verschiedenen Stufen zusammensetzte, um zu einem Ganzen zu werden.

Hier nicht.

Die Schatten zerrissen.

Der Engel blieb zurück.

Er breitete die Arme aus, den halb zerstörten Kopf drückte er zurück in den Nacken. Die Augen schnellten wieder hoch, die flutschten zurück in die Höhlen, und mit diesem starren Blick starrte er gegen die Decke oder auch ins Leere.

Es war nicht leer.

Wie ich schon erwähnte, ich war mir vorgekommen, wie in einer weiten Landschaft. Hier war die Enge verschwunden, die Dimensionen hatten sich zusammengeschoben und gleichzeitig geweitet.

Alles war anders geworden. Nichts war mehr wie sonst, und wir schwebten im Nirgendwo.

Trotzdem wurden Grenzen aufgezeigt.

Vier Gestalten standen dort.

Engel!

»Meine Engel«! Die Engel, die auf meinem Kreuz ihre Zeichen hinterlassen hatten, bildeten die Eckpfeiler dieses neu erschaffenen Raumes innerhalb des Dimensionsgefüges.

Und Josephiel bildete den Mittelpunkt.

Er stand dort, ohne sich zu rühren, aber er wußte, daß er keine Chance mehr hatte. Etwas glitt auf ihn zu. Es war ein breiter Schatten. Ich sah ihn in der Länge, ich sah ihn aber auch in der Breite, und diese Schatten bewegten sich über den Boden, falls es einen solchen

überhaupt noch gab. Er suchte ein Ziel und fand es.

Gleichzeitig entstand ein zweiter Schatten, der sich in die Breite hin ausdehnte.

Länge und Breite paßten zusammen. Sie bildeten einen bestimmten Gegenstand, eine Projektion dessen, was ich in meiner Hand hielt. Auf dem Boden zeichnete sich ein Kreuz ab.

Ein großes Kreuz!

Und genau in der Mitte stand Josephiel. Er hielt sich dort auf, wo sich die beiden Balken trafen. Er tat nichts. Er versuchte auch nicht, sich zu wehren, aber der Schatten des Kreuzes war stärker als er, und er wurde von vier Erzengeln bewacht, die dafür sorgten, daß Josephiel seine Existenz verlor.

Er schrumpfte zusammen…

Es war das Kreuz, das ihn holte. Der Schatten zerrte ihn in sich hinein. Er sorgte dafür, daß die Gestalt ihre normale Größe verlor. Sie schrumpfte immer mehr zusammen, sie tauchte ein in das Schattenkreuz und war dabei selbst zu einem Schatten geworden.

Ich hörte ihn nicht schreien. Es gelang ihm auch nicht mehr, seine übermenschlichen Kräfte einzusetzen. Er war nicht in der Lage, etwas zu sagen. Immer mehr schrumpfte er zusammen, er wurde kleiner und kleiner, und der Schatten des Kreuzes fraß ihn auf.

Verschluckt wurde er.

Es gab ihn nicht mehr. Die anderen Mächte, die er verlassen hatte, die hatten ihn auch wieder zu sich geholt, jedoch in einer völlig fremden Form.

Bevor er endgültig aus meinem Blickfeld entschwand, sah ich noch, wie er die Arme ausbreitete, als wollte er die Querbalken des Kreuzes imitieren.

Das Licht verlosch. Es zog sich zurück, allmählich nur, als wäre es dabei, auf uns Rücksicht zu nehmen. Ich betrachtete die vier Gestalten der Engel.

Auch sie lösten sich auf.

Über meine Lippen aber legte sich ein Lächeln. Ich dachte an Michael, Gabriel, Raphael und auch an Uriel. Sie hatten mir wieder einmal bewiesen, daß mit ihnen zu rechnen war, und plötzlich verspürte ich die Lust, laut zu lachen. Es war nicht möglich, noch schmerzte meine Brust zu stark. Ich spürte wieder den Druck auf den Knien und stellte erst jetzt fest, daß ich noch immer den Boden berührte.

Dann kam jemand zu mir.

Suko zerrte mich hoch. »Ich denke, du solltest dich mal hinsetzen, Alter.«

Er drückte mich in den Sitz, wo ich dann auch meine Brust abtastete, um zu fühlen, ob ich mir nichts gebrochen hatte. Es schien alles in

Ordnung zu sein, abgesehen von kleineren Prellungen.
Dann schloß ich die Augen. Ich war einfach müde. Aber ich schlief nicht ein. Nun überließ ich gewisse Dinge den anderen, ich wollte erst mal meine Ruhe haben…

***

Suko erledigte viel. Er sprach auch mit Gerald Gross und Jason Bryant. Der Abfahrt des Zuges stand nichts mehr im Wege, wobei der Wagen, in dem sich alles abgespielt hatte, außerhalb der Fähre abgekoppelt wurde, denn mit einer zerstörten Scheibe sollte er nicht fahren.
Alle Reisenden waren umgestiegen. Bis London war es nicht weit. Da konnte man diese kleine Unbequemlichkeit schon einmal in Kauf nehmen. Suko, der Abbé und auch Gerald Gross wollten mit mir reden. Besonders der Kollege aus Dover hatte viele Fragen, die ich ihm nicht beantworten wollte.
Ich erklärte mich in wenigen Sätzen und machte ihm klar, daß der Fall für ihn beendet war.
Gross wollte nicht. Er stand vor mir und stemmte seine Arme in die Hüften. »Aber der Killer ist…«
»Es gibt ihn nicht mehr. Begreifen Sie das!«
»Dann zeigen Sie mir seine Leiche!«
»Die gibt es ebenfalls nicht.«
Gross fing an zu lachen. »Wollen Sie behaupten, daß er sich in Luft aufgelöst hat?«
Ich hatte noch immer unter dem Schlag gegen die Brust zu leiden, fühlte mich etwas müde und kaputt. Vor allen Dingen wollte ich nicht länger mit diesem Kollegen diskutieren. »Ja, Sie haben recht. Er hat sich in Luft aufgelöst. Nehmen Sie es bitte hin, Kollege.«
»Das gibt es nicht, Sinclair.«
Suko mischte sich ein. »Doch, Mr. Gross. So etwas gibt es. Man darf nur nicht darüber nachdenken und auch keine Erklärungen verlangen. Das ist alles.«
Er nickte. »Alles - wie?«
»Ja, so ist das nun mal.«
»Hören Sie auf, Inspektor. Ich werde mich an Ihren Vorgesetzten wenden und dort eine Beschwerde einlegen. So hat mich noch niemand behandelt. Ich habe eine völlig zerschmetterte Leiche von der Fähre wegschaffen müssen, das ist eine Tatsache, daran kann ich mich halten, aber nicht an Ihre komischen Erklärungen.« Er war so wütend, daß er uns tatsächlich den Gefallen tat und verschwand.
Suko grinste schief hinter ihm her. »Was hätten wir ihm denn sagen sollen, John?«
»Nichts, gar nichts«, murmelte sich. »Es ist vorbei, kaum daß es

begonnen hat.« Ich mußte selbst lachen. »Komisch. Eine Begegnung reichte aus, und schon sind wir das Problem des abtrünnigen Engels Josephiel los. Eigentlich müßte ich zufrieden sein, aber ich frage mich, warum ich es trotzdem nicht bin.«

»Das kann ich dir sagen«, meinte Suko.

»Dann tu es.«

»Wir wissen zuwenig, so muß es sein. Wir wissen einfach zuwenig über diesen Fall. Uns ist nicht bekannt, wo Josephiel hergekommen ist, wir wissen auch nicht, wie er entstand und was er hier noch alles hinterlassen hat.«

»Tote«, sagte Suko.

»Stimmt. Er hat diejenigen umgebracht, die sich daranmachten, hinter sein Geheimnis zu kommen. Er war brutal und radikal, aber ich frage mich, ob das alles gewesen ist.«

»Reicht das denn nicht?«

»Mir nicht, Suko.«

»Was macht dich denn so nachdenklich?«

»Ich habe keine Ahnung. Trotz aller Schwierigkeiten ist es mir einfach zu glatt über die Bühne gegangen. Das will ich nicht akzeptieren, verstehst du?«

»Im Moment noch nicht.«

Bevor ich etwas hinzufügen konnte, mischte sich der Abbé ein. »Ich denke, daß John nicht so unrecht hat.«

Suko wandte sich ihm zu. »Jetzt fängst du auch noch an. Himmel, was ist denn los?«

»Bitte.« Der Abbé winkte ab. »Das ist kein Anfangen, ich habe eben nur nachgedacht.«

»Was kam dabei heraus?«

Der Templer runzelte die Stirn. Auch er hatte seine Blessuren einigermaßen verdaut. Ein paar Haarbüschel hatte er verloren, sein Hals schmerzte auch noch, ansonsten war er okay. »Ich hatte ja etwas länger mit Josephiel zu tun, und ich erinnere mich daran, daß der Abtrünnige von einem Erbe gesprochen hat.«

Diese Bemerkung hatte uns beide sprachlos gemacht. Bloch merke es und lächelte. »Ja, er sprach von einem Erbe, aber er sagte mir leider nicht, was er damit meinte. Es ist alles schwammig. Wir können es nicht greifen. Nur müssen wir uns darauf einstellen, daß er irgend etwas hinterlassen hat.« Nach dem letzten Wort atmete er tief aus.

»Hast du einen Verdacht?« fragte ich ihn.

»Nein, den habe ich nicht.«

»Dann ist es verdammt vage.«

»John, das weiß ich selbst, aber ich kann nichts machen. Ich muß nur immer wieder an diese Worte denken, und glaubt mir, ich habe sie mir nicht eingebildet.«

Ich hob die Schultern. »Da fühlt man sich wie in einem Heuhaufen stehend und nach der Nadel suchend. Ich habe davon nichts gehört, und ich kann mir auch nichts darunter vorstellen, trotz meiner nicht sehr geringen Phantasie.«

»Man müßte dieses Erbe suchen«, schlug der Abbé vor.

»Wunderbar, und wo willst du anfangen?«

»Das weiß ich leider auch nicht.«

»Und wir sind nicht in der Lage, den Weg dieser Person zurückzuverfolgen«, meinte Suko. »Wir haben ihn als Mörder erlebt, wir haben ihn stellen können, das ist alles. Ansonsten stehen wir da wie der berühmte Ochse vor dem Berg.«

»Leider.«

»Du kommst auf jeden Fall mit nach London«, sagte ich. »Zudem muß Pierre eine würdige Beerdigung erhalten.«

»Das versteht sich.«

Ich stand auf. Meine Brustschmerzen meldeten sich wieder. Sie flossen wie in einem Kreis, aber ich biß die Zähne zusammen. Auf dem Gang blieb ich stehen. Der Wagen stand auf einem Nebengleis nahe der Anlegestelle. Über uns war die Wolkendecke aufgerissen. Sie zeigte breite Lücken, durch die das Azurblau des Himmel hindurchschimmerte. Mir gingen die Erklärungen des Abbés nicht aus dem Kopf. Ich war überzeugt davon, daß er sich dieses Erbe nicht aus den Fingern gesaugt hatte.

Josephiel hatte es ihm gesagt, leider war er nicht konkret dabei geworden, und so mußten wir suchen.

Ein Erbe auf dieser Welt hinterlassen zu haben. Was in aller Welt, konnte das sein?

Was vererbte man denn?

Geld, Vermögen, Sachwerte, vielleicht auch ein Wissen? Je näher ich darüber nachdachte, um so mehr wurde mir klar, daß es nicht so sein konnte. Diese Dinge kamen nicht in Frage. Es mußte etwas anderes sein, falls es vorhanden war.

Ich drehte mich wieder um.

Der Abbé zeigte ein grüblerisches Gesicht. Er sah aus, als wollte er nachdenken, wobei er sich gleichzeitig ärgerte, daß er zu keinem Ergebnis kam.

»Ich kann keine Lösung finden, John.«

»Aber ich.«

»Was?«

»Ja, mein Freund. Wir werden jetzt in den noch immer wartenden Hubschrauber steigen und nach London fliegen. Dort können wir dann in aller Ruhe über gewisse Dinge reden.«

Bloch schielte hoch zum Gepäcknetz, wo sein Koffer lag. Auch ein zweiter gehörte jetzt dazu, denn Pierre war tot. Suko holte die beiden

Gepäckstücke herunter.

Dann verließen wir den Wagen.

***

Die Frauen bewegten sich so vorsichtig wie auf einer Eisfläche. Sie wollten keinesfalls stören, aber sie waren von einer ihrer Schwestern alarmiert worden, und sie mußten sich nun selbst davon überzeugen, ob diese Person recht behalten hatte.

Vor der Tür drängten sie sich zusammen. Weiter wollten sie nicht gehen. Sie brauchten auch nicht die Dochte der Kerzen anzuzünden. Es war genügend Licht vorhanden.

Einer Frau schufen sie Platz.

Es war eine hochgewachsene Person mit schwarzen Haaren. Unter der unmodernen Altfrauenfrisur zeichnete sich ein bleiches Gesicht ab mit eingefallenen Wangen, einem spitzen Mund und einer zu groß geratenen Nase. Diese Person hatte innerhalb der Mauern das Sagen. Sie war so etwas wie die Äbtissin der Namenlosen, und sie hörte auf den Namen Gitta. Wo sie herkam, wußte niemand, aber sie hatte es geschafft, Gleichgesinnte um sich zu scharen, und diesen schaurigen Orden aufzubauen.

Gitta war auch diejenige Person, die am meisten den Kontakt zur Außenwelt hielt. Hin und wieder verschwand sie für einige Tage aus dem Kloster. Wenn sie dann zurückkehrte, sah sie immer sehr zufrieden aus. Dann war auch die Gier aus ihren dunklen Augen hinter den Brillengläsern verschwunden.

Die restlichen Nonnen blieben zurück, während sich Gitta auf Zehenspitzen den beiden Wiegen näherte. Ihre Stirn war gerunzelt, der spitze Mund zuckte einige Male.

Sie erreichte die erste Wiege und blieb davor stehen. Es hatte sich an der äußeren Erscheinung nichts verändert, und als sie auf das Kissen schaute, da sah sie, wie sich der Stoff bewegte, denn das Kind darunter lag nicht still.

Es war kaum zu sehen. Zwar mußte sein Kopf auf dem Kissen liegen, aber das hohe Oberbett verdeckte ihn fast völlig. Nur ein stechender Geruch stieg aus der Wiege hervor, und dieser Geruch war identisch mit dem, der aus der zweiten Wiege drang.

Auch hier beugte sich Gitta tiefer. Sie sprach einige flüsternde Worte, wartete auf eine Antwort, aber sie bekam keine. Nur die Bewegungen glichen denen des ersten Zwillings.

Gitta richtete sich auf, blieb aber noch in einer nachdenklichen Haltung vor der Wiege stehen.

»Ich habe nichts gesehen«, flüsterte sie und schaute ihre Schwestern an. »Es ist nichts passiert.«

»Aber sie haben geschrieen!« meldete sich die Wächterin. »Sie riefen

immer wieder, daß er tot sei.«
»Du hast keinen Namen gehört?«
»Nein.«
»Haben Sie von einem ER gesprochen?«
»Ja, natürlich.«
»Also ist er tot«, murmelte Gitta. »Ich frage mich, an wem die beiden so hingen?«
Da die anderen schwiegen, mußte sich Gitta selbst eine Antwort geben. »Sie können nur ihren Vater gemeint haben.«
Die Frauen erschraken. »Josephiel?« flüsterte eine dünne Stimme.
»So ist es.«
»Es kann nicht sein!« kam der Protest.
»Warum nicht?«
»Er ist unsterblich.«
Gitta überlegte einen Moment. »Unsterblich? Ist er das wirklich? Seid ihr sicher, daß er unsterblich ist?«
»Engel sind es doch. Sie… sie… sind ganz andere Geschöpfe als wir Menschen. Das ist uns bekannt.«
»Er war kein Engel mehr. Er hat seine Region verlassen. Er wollte Macht, aber er wollte die Macht auf Erden und über die Menschen haben. So müßt ihr es sehen. Er hat sein Reich verlassen und sich den Menschen angepaßt. Das ist es doch.«
»Trotzdem war er so stark.«
Gitta fiel es schwer, ihre Gedanken in die korrekte Reihenfolge zu bringen. »Das stimmt alles. Er war den Menschen überlegen, aber er hat sie auch benutzt. Er hat sich Naomi geholt und mit ihr die beiden Kinder gezeugt. Warum hat er das wohl getan? Nicht nur, weil es ihm Spaß bereitete, er wollte vorsorgen, für eine gewisse Zukunft, mit der er sich ja auch beschäftigen mußte, seit er auf der Erde war. In seinem Reich brauchte er sich darüber keine Gedanken zu machen, aber hier ist es anders gewesen. Er wußte über seine Schwäche Bescheid. Es waren ja nicht nur die beiden Hörner, die ihm die Gegenseite mit auf den Weg gegeben hatte, um ihn zu diffamieren, nein, da spielten noch andere Dinge eine große Rolle. Er hat seine Stärken und Schwächen genau einschätzen können, darauf könnt ihr euch verlassen.«
»Dann glaubst du, daß er tot ist?« fragte jemand.
Gitta hob die Schultern. »Ich kann mir keine andere Lösung vorstellen, wenn ich ehrlich bin.«
»Wer könnte uns dann etwas sagen?«
Sie hob die Schultern.
»Die Mutter…?« Es war eine schwache Stimme, die sich aus dem Pulk der Frauen gemeldet hatte, als wäre die Fremde von ihrem eigenen Mut überrascht worden.
Gitta schrak zusammen. Sie ärgerte sich, daß ihr diese Lösung nicht

selbst in den Sinn gekommen war. »Ja, ja, das könnte sein - wenn auch…« Sie hob die Schultern. »Wie lange hat Naomi ihre Kinder nicht mehr zu Gesicht bekommen?«

»Seit sie unten ist.«

Gitta nickte. »Weiß jemand, wie es ihr geht?«

Ein Lachen klang ihr entgegen. »Sie hat den Verstand verloren, als sie ihre Leibesfrucht sah. Sie ist wahnsinnig geworden, und sie kommt noch immer nicht damit zurecht.«

»Das will ich nicht wissen. Hat sie sich etwas erholt?«

»Sie ißt und trinkt.«

»Aha. Ist das ein Fortschritt?«

»Bei ihr schon. Zuerst hat sie sich geweigert. Vielleicht hat sie nun eingesehen, daß es besser ist, wenn sie sich nicht gegen uns stemmt. Sie hofft noch immer, befreit zu werden.« Die Frau kicherte.

»Da kann sie lange warten.«

Gitta hatte sich entschlossen. »Ich werde sie holen«, erklärte sie. »Ich werde sie holen und sie an die beiden Wiegen stellen. Sie soll sich ihre Kinder anschauen, und sie soll uns erzählen, was sonst noch zwischen ihr und Josephiel vorgefallen ist. Vielleicht hat er mit ihr über seinen Tod gesprochen und auch darüber, daß es jemand gibt, der diesen Tod beschleunigen kann.«

Die Worte der Anführerin munterten die namenlosen Nonnen auf. Sie waren zufrieden, sie lobten Gitta, die diese Worte gelassen wegsteckte und sich auf den Weg machte.

Natürlich war ihr nicht wohl zumute. Bisher hatte sie immer gewußt, daß es jemand gab, der eingreifen konnte, wenn es hart auf hart kam. Nun aber war Josephiel tot. Laut genug hatten es die Zwillinge herausgeschrieen. Es gab ihn einfach nicht mehr. Er war vernichtet worden, von einer Person, die noch mächtiger war als er.

Wer konnte das sein? Gab es überhaupt jemand, der dazu in der Lage war? Ein Mensch, zum Beispiel?

Sie wischte sich über ihre Stirn, wo der Schweiß wie Öl lag. Den Raum mit den beiden Wiegen hatte sie bereits verlassen. Ihre Schritte lenkte sie über einen breiten Flur, denn sie wollte dorthin gehen, wo eine breite Steintreppe in die Tiefe des Gewölbes führte und die Kellerräume lagen.

Es gab in diesem alten Kloster keine Elektrizität. Man mußte also auf das Licht der Kerzen oder Talgleuchten zurückgreifen oder aber, wie Gitta es getan hatte, sich eine Taschenlampe besorgen.

Es war eine Stableuchte, die an einer bestimmten Stelle an einem Haken an der Wand hing. Ihrem Schein folgte die Frau in die Tiefen des Klosters.

War die Welt in den oberen Räumen schon düster und unnormal, so verstärkte sich dies, je mehr sie sich dem Keller näherte. Von unten

her drang ihr ein feuchter Geruch entgegen, als hätte ein im Sterben liegendes Raubtier seinen fauligen Atem ausgeblasen. Die Wände waren früher einmal heller gewesen, im Laufe der Zeit jedoch nachgedunkelt. Als schwarze Streifen malten sich die Rußreste der Fackeln dort ab und vermischten sich mit dem Grau der Spinnweben.

Eine dunkle Decke sah aus wie ein drohend herabschauender Himmel, der die Treppe bis zu ihrem Ende begleitete.

Unebenes Gestein, kahle Wände, eine feuchte Kälte und die tiefe Dunkelheit, die sich in diesem Keller zusammenballte. Sie war beklemmend, als wollte sie die Körper und Herzen der Menschen in sich aufsaugen.

Aber es war nicht still.

Um Gittas Lippen zuckte es, als sie den leisen Gesang hörte, der durch die leeren Gänge drang. Es war das Singen einer Frau, und hier unten gab es nur eine.

Naomi sang. Es war ein schwermütiges Lied, dessen Text sie durcheinanderwarf.

Auch die Melodie schaffte sie nicht so recht, so hörte sich ihr Gesang ziemlich schrill an und gleichzeitig auch etwas traurig, als wäre sie dabei, ihren Zustand zu bedauern.

Gitta drehte sich nach links. Der Lampenstrahl machte die Bewegung mit, er flirrte durch die Dunkelheit, um sich einen Moment später am Mauerwerk entlangzutasten.

Gitta senkte das Licht, als sie tiefer in den Keller hineinschritt. Sie hatten Naomi im letzten Verlies untergebracht. Dieser Raum war in den Stein hineingeschlagen worden, und der Weg in die Freiheit wurde durch eine Gittertür versperrt. Das alles erinnerte an ein mittelalterliches Gefängnis, aus dem die Gefangene nicht ausbrechen konnte.

Das Singen blieb.

Und es war immer wieder das gleiche Lied, das Naomi sang. Die Trauer aber nahm dabei zu. Sie schluchzte zwischendurch sogar auf, was bei Gitta jedoch nicht die Spur von Mitleid hinterließ.

An der linken Seite strich der Lichtkegel über die Wand, bis sich seine Form plötzlich veränderte, und der Kreis auseinandergerissen wurde, so daß er in mehreren Intervallen über die alten Gitterstäbe hinweghuschte, die stark Rost angesetzt hatten.

Gitta blieb vor dem Verlies stehen.

Das Singen verklang. Nicht auf einmal, es wurde leiser, es senkte sich, es schien in die Kehle zurückgedrückt zu werden, dann war kein Ton mehr zu hören.

Für einen Moment trat die Stille ein.

Gitta hatte ihren rechten Arm nach unten gesenkt. Sie leuchtete noch nicht in das Verlies hinein, in dem die Gefangene in der

tintenschwarzen Finsternis hockte.

»He, he…«

Die namenlose Nonne lächelte kantig, als sie die Stimme der jungen Frau hörte.

»Ich bin da…«

»Wer?«

»Ich werde dich gleich holen!«

»Nein, nein, nein!« Die Rufe klangen wie die schrillen Schreie einer gepeinigten Katze. »Ich will es nicht! Ihr wollt mich totmachen. Ihr wollt mich wegbringen…« Die Stimme versackte, dann klang wieder der Gesang auf, diesmal allerdings schriller und auch in sehr hohen Tönen.

Gitta blieb davon unberührt. Es war ihr egal, ob Naomi litt oder nicht. Sie mußte ihren eigenen Weg gehen.

Gitta hob den rechten Arm an und leuchtete zwischen zwei Stäben hindurch in das Verlies.

Der helle Kreis zeigte nicht viel, was er aber aus der Dunkelheit hervorholte, das konnte nur mit dem Begriff menschenunwürdig bezeichnet werden.

Schmutzige Wände. Ein Kübel für die Notdurft. Ein Geruch, der widerlich war. Nackte Mauern, dann die Liegestatt, die den Namen Bett nicht verdiente, denn sie war nichts anderes als eine Pritsche, auf der ein mit feucht gewordenem Stroh gefüllter Sack lag, der bereits Schimmel angesetzt hatte.

Auf der Pritsche saß Naomi!

Wer früher oft mit ihr zusammengewesen war und wer sie jetzt gesehen hätte, der hätte sie kaum erkannt, denn von der ehemaligen Schönheit war so gut wie nichts mehr vorhanden.

Die einst so herrlichen braunen Haare klebten zusammen. Das Gesicht war bleich, die Augen eingefallen. Hohlwangig, bleich, mit Lippen, die ihr natürliches Rot verloren hatten und kaum von der Haut abstachen.

Naomi wirkte so, als würde sie jeden Augenblick zusammenfallen, und sie hielt sich nur mühsam auf dem Rand der Pritsche. Ihr Körper hatte an Gewicht verloren, die Schulterknochen hoben sich deutlich ab. Sie schwankte mal nach links, dann wieder nach rechts. Der Ausdruck in ihren Augen war stumpf. Um nicht zu frieren, hatte sie sich eine schmutzige Decke über ihren Körper gehängt, und auch ihre Hände glichen schmutzigen Klauen.

Als Gitta die Lampe etwas anhob und der helle Kreis das Gesicht der Frau berührte, da schrak sie zusammen und zwinkerte zugleich mit den Augen, denn die plötzliche Blendung hatte sie überrascht. Sie winkelte den Arm an und hob ihn vor ihr Gesicht.

»Du brauchst keine Angst zu haben, Naomi. Ich werde dich aus

deinem Verlies holen…«
Sie kicherte.
Gitta trat etwas zurück. Sie holte einen Schlüssel mit langem Griff hervor, bückte sich und schob das andere Ende in den Ausschnitt eines entsprechenden Schlosses.
Zweimal mußte sie ihn drehen. Es entstand dabei ein Geräusch, als wären Krallen dabei, über Gestein zu kratzen. Sie zog die Tür auf, die in den Angeln knarrte und sich beschwerte, als wollte sie nicht geöffnet werden.
Die Zelle war offen, der Weg war frei, und der helle Kreis wanderte vor der Eintretenden über den Boden hinweg. Immer dort, wo er auftraf, zeigte er besonders deutlich den Schmutz, und mit dem Fuß stieß die Frau den leeren Kübel zur Seite.
Vor der Pritsche blieb sie stehen.
Naomi hatte Angst. Zwar war sie nicht mehr richtig bei Verstand, aber dieses Gefühl konnte sie einfach nicht unterdrücken. Sie atmete heftig. Die Haut an ihrem Hals zuckte und vibrierte. Der Mund stand offen, und sie hielt die Arme vor ihrem Gesicht verschränkt, als konnte sie sich durch diese Geste schützen.
»Stell dich nicht so an!«
Naomi fing an zu singen.
Gitta schlug mit der Lampe zu. Sie erwischte einen Arm, der sich nach unten senkte. Der zweite folgte, Naomi sang nicht mehr. Sie starrte die andere Person nur an, und ihr Gesicht hatte sich dabei verzogen. Es war zu einer Fratze der Furcht geworden, wobei sich in ihren Augen das Grauen festgesetzt hatte.
Gitta griff in das Haar. Sie ließ eine dicke Strähne durch ihre Finger gleiten. »Wie dreckig, wie schmutzig. Es wird Zeit, daß wir dich in den Trog mit Wasser stecken.«
Naomi fing unkontrolliert an zu lachen. »Wasser! Wasser!« rief sie dabei. »Ich will nicht ins Wasser!«
Gitta machte kurzen Prozeß. Sie zerrte Naomi in die Höhe und schleuderte sie nach vorn. Es war schwer für die junge Frau, sich auf den Beinen zu halten. Die Wucht trieb sie bis gegen das Gitter, wo sie zusammensank und mit beiden Händen die Stäbe umklammerte, als wären sie die letzte Rettung.
Gitta ging zu ihr. »Steh auf!«
Naomi wollte nicht und schüttelte den Kopf.
»Hoch mit dir!«
Die junge Frau lachte nur.
Gitta trat sie in die Seite.
Naomi kippte, aber sie ließ die Stäbe nicht los. Gitta sah sich gezwungen, brutal zu werden. Mit Gewalt riß sie die Gefangene in die Höhe, die sich kaum auf den Beinen halten konnte. Sie erhielt einen

Stoß in den Rücken und stolperte durch die offene Tür hinaus in den finsteren Kellergang.

An der Wand stützte sie sich ab und sah so aus, als wollte sie wieder zusammenbrechen, aber Gitta hielt sie fest und drehte sie um. Bevor sie ging, schüttelte sie Naomi noch durch. »Hör zu, du kleine Hure. Ich werde mit dir nach oben gehen, und da kannst du stinkendes Etwas dir einiges anschauen. Verstanden?«

Naomi gab keine Antwort. Sie hatte den Kopf tief gesenkt. Ihr Körper war erschlafft, es gab keinen Widerstand mehr, nur Lethargie, und sie mußte von Gitta überwunden werden.

Sie schob ihre Gefangene vor, und Naomi, die nicht fallen wollte, setzte automatisch einen Fuß vor den anderen. Sie machte den Eindruck eines willenlosen Schafs, das an einen bestimmten Platz geschafft werden sollte. Widerstand regte sich überhaupt nicht mehr. Manchmal brabbelte sie etwas vor sich hin, hatte den Mund dabei zu weit geöffnet und verlor Speichel, der vor ihr auf die Stufen der Treppe tropfte und dort kleine Flecken hinterließ.

Gitta war froh, den Bereich des Kellers hinter sich gelassen zu haben. Der Geruch aber war geblieben, denn ihn hatte die Gefangene angenommen und würde ihn auch so schnell nicht abgeben.

Oben war es heller, denn Tageslicht fiel in breiten Streifen durch die Öffnungen im Mauerwerk. Es verteilte sich im Raum, es erhellte ihn an bestimmten Stellen, wo noch einige Gegenstände ihren Platz gefunden hatten. Zwei Vitrinen, mehrere Stühle, auch ein runder Tisch lud zum Sitzen ein. An den Wänden hingen Waffen. Alte, verrostete Lanzen, auch Schwerter mit kurzen Schneiden.

Dafür hatten die beiden so unterschiedlichen Frauen keinen Blick. Und Naomi wurde bis zur Tür getrieben, die offenstand, so daß sie in den Raum hineinschauen konnte, in dem sich noch immer die namenlosen Nonnen versammelt hatten. Wegen ihrer dunklen Kleidung sahen sie aus wie eine Trauergemeinde. Lange Tücher bedeckten ihre Köpfe, ebenfalls aus schwarzem Material gehäkelt.

Darunter schimmerten weiß und bleich die faltigen Gesichter. Keine dieser Personen war jünger als fünfzig.

Sie schauten auf Naomi. Manche Lippen bewegten sich zu einem zuckenden Grinsen. Wegen des Geruchs wurden auch einige Nasen gerümpft, und Augen kniffen sich zu Spalten zusammen.

Naomi kümmerte das nicht. Wie eine Puppe ließ sie sich von Gitta führen, und sie stoppte, als ihr die Nonne eine Hand auf die rechte Schulter legte und sie etwas zurückzog.

Vor der Wiege waren sie stehengeblieben.

»Schau hin!«

Naomi hatte verstanden, aber sie schüttelte den Kopf, weil sie nicht wollte.

Gitta war es leid. Wieder packte sie das fettige und feuchte Haar. Sie zerrte daran, der Kopf ruckte nach hinten und gleichzeitig in die Höhe. Er befand sich in einer Lage, die Gitta haben wollte, und so zwang sie Naomi gegen das Oberbett auf der Wiege zu schauen. »Darunter liegt dein Kind. In der anderen Wiege befindet sich dein zweites. Du hast beide zur Welt gebracht. Du bist die Mutter, verstehst du das?«

»Nicht Mutter. Will nicht Mutter sein!«

»Du bist es aber!« schrie ihr die Frau ins Ohr.

»Will es nicht.«

Gitta kam mit der Reaktion nicht zurecht. Sie wußte nicht, ob diese Person ihr etwas vorschwindelte, sie wollte es auch nicht wissen. Gitta brauchte den Erfolg.

Mit ihrer freien Hand riß sie das Kissen zurück. Wütend schleuderte sie es fort, und sie zwang Naomi, in die Wiege zu schauen. »Da!« schrie sie. »Da, sieh es dir an!«

Da drehte Naomi durch!

***

Der Schock hatte sie urplötzlich erwischt. Auslöser war der Anblick ihrer eigenen Leibesfrucht gewesen.

Naomi drehte durch.

Mit einer heftigen Bewegung riß sie sich los. Daß einige Haare zwischen Gittas Fingern zurückblieben, war ihr egal. Naomi stolperte nach vorn, verlor das Gleichgewicht, weil sie über die eigenen Beine fiel, und landete auf dem Boden.

Dort blieb sie für einen Moment auf dem Bauch liegen, dann aber machte sie weiter. Ihre Hände ballten sich zu Fäusten. Sie trommelte auf den harten Steinboden. Sie schrie dabei, sie brüllte, und sie schüttelte sich, bevor sie sich auf den Rücken wälzte und ihr verzerrtes Gesicht in den Händen verbarg.

Die Nonnen standen unbeweglich. Auch Gitta rührte sich nicht. Trotzdem gab es eine Bewegung innerhalb des Raumes, denn aus der von dem Oberbett befreiten Wiege kroch etwas hervor.

Ein Kind?

Ja und nein!

Kein Baby, wie es eigentlich hätte sein sollen, sondern ein Kleinkind, das eine Boshaftigkeit ausstrahlte, die nicht mehr zu überbieten war. Ein kompakter Körper, ein Kopf, dessen Augen aus roten Feuerteichen bestanden, ein breites Maul mit spitzen Zähnen, die alles zu durchbeißen drohten.

Das Kind blieb für einen Moment in der Wiege stehen. Es drehte seinen übergroß erscheinenden Kopf. Aus dem weit geöffneten Maul strömte ein fauchendes Geräusch, und die langen Finger kratzten über

den Stoff, als wollten sie ihn zerreißen. Durch die Bewegung zitterte das blonde Lockenhaar, auf dem Kopf, und der Mund wurde noch weiter aufgerissen, so daß das Gesicht aussah, als bestünde es ausschließlich aus ihm.

Das Kind schrie!

Es schrie seinen Haß hinaus, während sich in der zweiten Wiege ebenfalls etwas bewegte.

Der zweite Junge kroch hervor.

Er glich dem ersten aufs Haar. Die gleichen roten, bösen Augen, der breite Mund, eine Nase, die wie leicht eingeschlagen wirkte, und auch dieses Wesen strahlte eine Boshaftigkeit aus, die einem Menschen Angst einjagen konnte.

Plötzlich verstummten die Schreie.

Auch das zweite Kind brüllte nicht. Es schaute über den Rand der Wiege hinweg, dann kletterte es darauf, blieb für einen Moment stehen und stieß sich ab.

Es landete nur eine Armlänge von seiner Mutter entfernt auf dem glatten Boden. Ohne sich um die anderen Zuschauer zu kümmern, bewegte es sich auf Naomi zu, die es wohl nicht sehen, aber durchaus spüren konnte. Plötzlich nahm sie ihre Arme vom Gesicht weg.

Sie sah ihr Kind!

Einen Moment später wurde aus der Frau ein zuckendes Bündel Mensch. Sie schlug wieder auf den Boden und ließ ihre Finger kratzend über den eigenen Körper gleiten, wobei sich im Gesicht dunkle Striemen abzeichneten.

Sie wollte nichts sehen. Sie wollte auch nicht einsehen, daß sie die Mutter dieser beiden war, denn auch das zweite Kind hatte seine Wiege verlassen und war zu Boden gesprungen.

Es stand dort leicht breitbeinig und wirkte wie eine kompakt gebaute Puppe.

Von zwei Seiten näherten sich die kleinen Wesen ihrer Mutter. Noch immer standen ihre Mäuler offen. Tief im Hals wurden Geräusche geboren, die als böses und grausam klingendes Fauchen aus den Mündern hervordrangen und über den Körper hinwegzischten.

Naomi schrie nicht mehr. Sie wimmerte nur noch, zu mehr fehlte ihr einfach die Kraft.

Ihre beiden Kinder hielten sie umstellt. Eines rechts, das andere links, und Naomi bewegte ihren Kopf, weil sie einmal den einen und dann den anderen Jungen anschauen wollte, denen sie nicht einmal Namen gegeben hatte.

»Bitte… bitte…«

Die Kinder starrten sich an. Es sah so aus, als stünden sie in einem gedanklichen Kontakt zueinander und wären dabei, sich auf telepathischem Weg abzusprechen.

Dann griffen sie zu.
Und sie demonstrierten etwas, bei dem selbst den namenlosen Nonnen der Atem stockte.
Es machte ihnen nichts aus, den Körper ihrer Mutter in die Höhe zu hieven. Sie faßten von zwei verschiedenen Seiten zu. Ihre kleinen Hände verwandelten sich in harte Zangen, und sie ließen Naomi nicht los. Sie stemmten sie über ihre Köpfe, sie demonstrierten, wozu sie fähig waren, und auch den zuschauenden Frauen wurde dabei angst und bange.
Dann ließen sie Naomi fallen.
Der Körper prallte auf, und die Frau regte sich nicht mehr. Sie zuckte nur noch, die Augen hielt sie halb geschlossen, dann fielen sie ihr ganz zu.
Aber die beiden waren noch nicht fertig. Sie blieben in Naomis Nähe, und sie sprachen sie an.
Ihre Stimmen klangen schrill und dunkel zugleich, und die Worte peitschten gegen das Gehör.
»Er ist tot! Er ist tot! Man hat ihn vernichtet! Wir sind allein. Man hat ihn getötet! Wir wissen es! Wir haben alles herausbekommen! Wir werden ihn rächen!«
Niemand wunderte sich darüber, daß diese beiden Kleinkinder schon sprechen konnten. Von ihrer Mutter hatten sie sehr wenig mitbekommen, das meiste und besonders das Böse stammte von ihrem Vater. Sie hatten einen großen Teil seiner Kräfte übernommen, und sie waren auch bereit, sie einzusetzen.
Gitta war ebenfalls in den Bann dieser teuflischen Zwillinge gezogen worden. Aber es war ihr gelungen, sich zu fangen. Sie fand auch den Mut, als erste eine Frage zu stellen. »Wer ist es? Wer hat euren Vater getötet? Sagt es mir? Auch wir wollen sein Leben!«
Die Zwillinge schwiegen. Ihre schon alt wirkenden Gesichter zogen sich zusammen. Die dünne Haut zuckte wie eine Membrane. Aus ihren roten Augen starrten sie die Sprecherin so böse an, daß sie schon ihre Worte bereute.
»Er ist nicht hier. Wir werden ihn suchen. Wir werden ihn finden. Wir werden ihn töten oder herlocken!«
Alle Frauen hatten die Worte verstanden. Nur hatten sie Schwierigkeiten, sie auch zu begreifen.
»Ihr wollt fort?« fragte Gitta.
»Wir holen ihn!«
»Aber das geht nicht. Ihr seid…«
Einer der beiden Jungen schnappte sein Maul auf. Er spie eine giftgrüne Ladung Speichel in Gittas Richtung. Beinahe hatte sie der Schleim erwischt, so aber traf er nur den Boden, wo er mit einem Zischen landete. Er war so stark, daß er sogar auf der Oberfläche des

Steins eine Schramme hineinbrannte.
»Ich glaube euch…«
»Wir haben Hunger!«
Gitta nickte. »Was wollt ihr essen?«
Beide kicherten. »Fleisch, viel Fleisch.« Dabei schauten sie die Frauen mit Blicken an, daß den versammelten Frauen die Haare zu Berge standen. Fleisch wollten sie, das konnte vieles bedeuten. Und jede glaubte, daß diese beiden an ihr Fleisch herankommen würden, das stand für sie einwandfrei fest.
Naomi raffte sich auf. Schwankend und vornübergebeugt blieb sie stehen. Dabei pendelte ihr Körper von einer Seite zur anderen, und die Arme hingen durch.
Irgend etwas würde geschehen, darüber war sich jede der Anwesenden im klaren. Naomi drehte den Kopf. Ihr Blick flackerte. Der Wahnsinn hatte sich darin ausgebreitet. Bevor noch jemand eingreifen konnte, startete sie mit langen Schritten, rannte quer durch den Raum auf die Tür zu, und niemand hielt sie auf, auch die Zwillinge nicht.
Im Flur brüllte sie. Dann hörten die Frauen etwas Klirren. Danach wieder die Schritte, und wie eine Furie kam Naomi zurückgerannt, diesmal allerdings bewaffnet.
Von der Wand hatte sie ein Schwert gerissen. Sie hielt es mit beiden Händen fest, und sie rannte dabei auf ihre Kinder zu. »Ich bringe euch um!« brüllte sie. »Ich bringe euch verdammte Satansbraten um! Ich bin nicht eure Mutter! Ihr seid Kinder von einem Teufel! Ich habe euch nicht ausgetragen, um…« Nach einer kurzen Pause schlug sie zu.
Die Klinge pfiff durch die Luft, weil Naomi den ersten kleinen Körper zerhacken wollte.
Das Kind war schnell. Es drehte sich zur Seite, die Klinge huschte an ihm vorbei, sie prallte auf den Boden, wo sie nicht nur eine lange Furche hinterließ, sondern auch einen Funkenregen in die Höhe schleuderte, als sie über das Gestein hinweggezogen wurde. Da griff das zweite Kind ein.
Und die namenlosen Frauen bekamen etwas präsentiert, das abermals neu für sie war.
Der Junge sprang gegen die Beine seiner »Mutter«. Bevor sie das Schwert wieder hatte in die Höhe reißen können, wurde sie selbst hochgewuchtet und zu einem Spielball.
Das Kind demonstrierte seine Kraft. Es wuchtete und schleuderte die Gestalt herum, hielt sie dabei an den Beinen fest, drehte sich noch und ließ Naomi dann los.
Die junge Frau prallte mehrmals auf. Sie schrie dabei. Das Schwert hatte sie verloren. Durch die Fliehkraft war auch die Waffe in eine für die Frauen gefährliche Flugrichtung geraten. Sie raste auf den Pulk der

dunkel gekleideten Gestalten zu, aber sie erreichte ihn nicht, denn eine der beiden Wiegen stand im Weg.

Da hieb die Klinge mit ungeheurer Wucht hinein, fetzte das Kissen auf, so daß aus der Lücke Federn fliegen konnten, die sich in der Umgebung wie Schneeflocken verteilten.

Naomi aber lag dicht an der Wand. Sie konnte sich nicht mehr rühren. Mit dem Kopf zuerst war sie dagegen geschlagen, und eine tiefe Bewußtlosigkeit hielt sie umfangen. Aus ihrem rechten Nasenloch sickerte Blut.

Niemand kümmerte sich um sie. Die Frauen standen wie unter einem Schock. Wieder hatten sie erlebt, wozu die Zwillinge fähig waren. Das waren keine Kinder, das waren nicht einmal Menschen.

In ihnen steckte die Kraft der Hölle, und man konnte sie nur als Geschöpfe des Teufels bezeichnen.

Einer ging auf seine Wiege zu. Er hob sie mit Leichtigkeit an und schleuderte sie gegen die Wand.

Dann gingen die Zwillinge Hand in Hand aus dem Raum und verließen auch die Mauern des Klosters.

»Jetzt hält sie niemand mehr auf«, flüsterte Gitta. Und selbst in ihren Worten schwang Angst mit…

***

Zwei Tage waren vergangen!

Der Abbé hatte bei mir gewohnt. Er war von Shao fürsorglich bedient worden, was ihn schon verlegen gemacht hatte, weil er es nicht gewohnt war, daß sich jemand so nett um ihn kümmerte.

Suko und ich hatten versucht, etwas über Josephiels Erbe herauszubekommen.

Es war uns nicht möglich gewesen. Auch Bischof Morgan hatte uns nicht viel sagen können. Er bezeichnete sich zwar als einen Experten, was die Engelsforschung anging, und er hatte auch in seinen Büchern den Namen Josephiel gefunden. Ob diese Gestalt jedoch abtrünnig geworden war und ein Erbe hinterlassen hatte, das stand nirgendwo geschrieben. Außerdem gab es innerhalb der verschiedenen Mysterien und Mystiken zu viele Deutungen, die sich mit den Engeln beschäftigten.

Da konnte man schon leicht den Überblick verlieren.

Trotzdem hatten wir Glück im Unglück. Ein anderer Fall kam uns nicht dazwischen. Hin und wieder fragte Sir James einmal nach, aber wir konnten ihn nur enttäuschen.

Zudem mußten wir uns um die Beerdigung des Templers Pierre kümmern. Er sollte auf demselben Friedhof zur letzten Ruhe gebettet werden wie auch der ermordete Priester Malcolm Worriner. Die Kollegen hatten beide Leichen freigegeben, einer Beerdigung stand

nichts mehr im Wege.

Es war am zweiten Tag und kurz vor Feierabend, als wir überraschenden Besuch bekamen. Chefinspektor Tanner betrat unser Büro, schnüffelte, meinte, daß es hier nach einem besonders guten Kaffee riechen würde, und er bekam von Glenda prompt eine Tasse serviert, die er mit großem Vergnügen leerte, wobei er Suko und mich immer wieder anschaute, aber uns nicht ansprach.

»Rück endlich damit heraus, weshalb du gekommen bist, Tanner«, sagte ich.

»Moment.« Er leerte die Tasse und stellte sie ab. »Ich will ehrlich sein und euch erst gar nicht fragen, ob ihr einen Erfolg erzielt habt, das habt ihr ja nicht, aber hat sich wirklich keine Spur aufgetan, die zum Mörder des Pfarrers hinführt?«

»Wir haben ihn«, sagte Suko.

»Ach.«

»Du glaubst uns nicht?«

»Nein, denn wenn es so wäre, hätte ich gern seine Leiche gesehen. Das ist wohl nicht möglich.«

»Stimmt leider.«

»Warum nicht?«

»Der Tote hat sich aufgelöst.«

Tanner bekam einen bösen Blick. »Ihr wollt mich doch nicht auf den Arm nehmen?«

»Dazu bist du uns zu schwer«, sagte ich. »Aber Suko hat recht. Dieser mehrfache Killer hat sich aufgelöst. Du mußt davon ausgehen, daß er kein Mensch war, sondern eine Mischung aus Engel und Dämon, ein Abtrünniger seiner Welt und…«

»Bitte, mach es nicht zu kompliziert. Ihr habt ihn also gestellt?«

»Richtig.«

»Und er wird auch nicht mehr weitermorden können, sagte ich mal so locker.«

»Ich denke nicht.«

»Dann ist ja alles okay.«

»Stimmt.«

Tanner lachte. »Ihr aber, Freunde, seht aus, als wäre nichts okay, versteht ihr?«

»Nein.«

»Wo ist der Pferdefuß?«

Ich hob die Schultern. »Es gibt keinen. Josephiel, so hieß das Wesen, ist vernichtet worden, und zwar durch eine Kraft, die es ihm unmöglich macht, wieder zurückzukehren, in welcher Form auch immer. Das Problem ist sein Erbe.«

Tanner strich unter seiner Nase entlang. Er machte dabei ein Gesicht, das mich an einen zerknitterten Faltkarton erinnerte. »Ein Erbe, hast

du gesagt?«
»Ja.«
»Welcher Art?«
»Das wissen wir leider nicht«, erklärte Suko. »Wir sind nicht einmal hundertprozentig sicher, daß ein derartiges Erbe existiert, aber wir können es schon in unsere Richtung mit einbeziehen.«
»Hm.« Tanner schaute in seine leere Tasse. Seine nächste Frage lag auf der Hand. »Könnten wir dann davon ausgehen, daß es möglicherweise zu weiteren Morden kommen wird?«
»Das wollen wir nicht hoffen.«
»Aber ihr schließt es nicht aus?«
Wir hoben die Schultern.
Tanner ballte seine Hände zu Fäusten. »Das ist Bockmist, verdammt. Das ist es.«
»Wir können es nicht ändern«, sagte Suko. »Aber es ist auch nichts entschieden.«
»Und wie soll es bei euch weitergehen?«
»Wir werden morgen bei der Doppelbeerdigung sein.« Ich erklärte ihm, wer begraben wurde, und Tanner überlegte laut, ob er auch dort erscheinen sollte.
»Das bleibt dir überlassen, wenn du Zeit hast…«
»Die habe ich nie, auch jetzt nicht.« Er erhob sich. »Sagt mir noch, wo die Beerdigung stattfindet.«
Er erhielt die Antwort, war zufrieden, ging aber nur bis zur Tür, wo er stehenblieb und seinen Hut zurechtrückte. »Wißt ihr was?« sagte er, und seine sonst so knurrige Stimme hörte sich plötzlich weich an. »Ich habe hier ein verdammt ungutes Gefühl. Das kann alles in die Hose gehen.«
»Wie meinst du das?«
»Das dicke Ende kommt nach!« Er deutete auf seinen linken Fuß. »Immer wenn mein großer Zeh juckt, liegt etwas in der Luft. Und heute juckt er besonders stark.«
»Hat sich dein Zeh schon mal geirrt?«
»Nur selten.« Er nickte und ging. Im Vorzimmer sprach er noch kurz mit Glenda und bedankte sich für den Kaffee.
Suko und ich saßen uns gegenüber und starrten uns an. Nach einer Weile nickte mein Freund und sagte mit leiser Stimme: »Ich befürchte, daß Tanner recht behält, John…«

***

Es war plötzlich alles ganz anders geworden. Die Zwillinge hatten ihren geschützten Raum hinter den dicken Mauern verlassen und befanden sich in der Freiheit.
Es war Frühsommer, auf den Bergen war der meiste Schnee

geschmolzen. Die Bäche bahnten sich ihren Weg durch die dichten Wälder talwärts, wo sie in der Südhälfte des Tessins in einen der Seen mündeten.

Die Natur war erwacht. Die Bäume hatten ihr grünes Kleid angelegt, die Sommerblumen verbreiteten ihren Duft auf den Wiesen. Die Bergspitzen im Norden lagen frei, wobei auf vielen Gipfeln noch der Schnee glänzte, denn die Sonne stand an einem beinahe wolkenfreien Himmel.

Es war auch die Zeit der ersten Bergwanderer, aber noch nicht die des großen Touristenansturms, abgesehen von den beiden Seen unten im Tal. Ins nördliche Tessin verirrten sich nur wenige Touristen, und wenn, dann waren es die echten Kenner.

Das nächste Dorf lag zwar in Sichtweite des Klosters, wenn jemand einen günstigen Platz mit einem ebenso günstigen Blickwinkel erwischt hatte, und trotzdem lagen zwischen beiden Orten beinahe Lichtjahre. Keiner aus dem Ort besuchte das Kloster, und vom alten Gemäuer her traute sich auch niemand in den Ort, abgesehen von Gitta, der Anführerin, aber die begleitete die beiden Jungen nicht.

Sie waren allein. Sie hielten sich an der Hand, und sie benahmen sich beinahe wie zwei Kinder oder wie zwei Trolle, die ihre Höhle im Wald verlassen hatten.

Daß sie Strickkleidung trugen und kleine Schuhe an den Füßen, störte sie nicht. Sie strahlten etwas aus, daß man nicht sehen, höchstens fühlen konnte, und es waren genügend Tiere in der Nähe, die von dieser Aura gestreift wurden.

Ob Mäuse, Wiesel, Eichhörnchen, auch Füchse, sie alle versteckten sich oder flohen, sobald sie spürten, daß etwas in ihre Nähe geriet. Selbst Vögel flatterten hoch und stiegen mit lautem Kreischen auf zum stahlblauen Himmel.

Die Zwillinge machten sich nichts daraus.

Sie wanderten weiter. Die Gesichter zu einem bösen Lächeln verzogen. Die Münder verzerrt, die Augen kalt wie die Eisstücke eines Gletschers.

Sie waren noch normal vom Kloster weggekommen. Der Weg verwandelte sich in einen schmalen Pfad, der zwischen den Felsen einherführte und schon bald, als die großen Steine verschwanden, in ein Unterholz eintauchte, das von einem frischen, üppigen Grün umgeben war.

Den Weg kannten sie, obwohl sie ihn noch nie gegangen waren. Der Wald nahm sie mit seinem fleckigen Dämmer und auch seiner Stille auf. Die beiden waren kaum zu sehen. Sie tappten mit ihren Füßen über den vom letzten Nachtregen noch glatten Pfad hinweg, hielten sich mal an einem tiefhängenden oder an einem schmaleren Ast fest und sprangen auch hin und wieder über Hindernisse hinweg.

Die Richtung behielten sie bei. Noch verdeckten die Bäume eine Sicht auf den kleinen Ort, aber dort, wo es heller war, weil das Sonnenlicht freie Bahn hatte, lichtete sich der Wald. Dort waren Menschen, die Tiere, das Leben die Opfer.

Hunger!

Er bedrängte sie, er ließ sie noch schneller gehen. Sie brauchten Fleisch, sie mußten stark, sehr stark sein, wenn sie ihre Rachetour durchziehen wollten. Es durfte kein Warten geben, keine Rücksicht, sie mußten einfach egoistisch sein, und sie würden sich holen, was sie brauchten.

Die Menschen in diesen Bergdörfern waren arm. Der Boden ernährte die Familien nicht, deshalb arbeiteten viele Familienväter unten in den Tälern, wo sich auch die kleinen Industriebetriebe befanden, oder sie verdienten ihr Geld in der Gastronomie.

Da blieben die urigen Bergdörfer oft männerleer zurück, abgesehen von den wenigen Alten, die im Sonnenschein oft vor ihren Steinhäusern saßen und über ihre Vergangenheit sinnierten.

Die Zwillinge hatten sich genau den Ort ausgesucht, aus dem auch ihre Mutter stammte. Naomi war bei Verwandten aufgewachsen und nach der Geburt spurlos verschwunden. Ihre Tante Serafina hatte es aufgegeben, nach ihr zu suchen, es hatte keinen Sinn mehr gehabt.

Sie waren zwar jung, dennoch kannten sie sich aus. In ihren Hirnen steckten Informationen, die ihnen von ihrem Vater mitgeteilt worden waren, und sie konnten sie jetzt ausspielen.

Sie schlichen heran.

Noch tiefer duckten sie sich, denn sie wollten nicht, daß sie gesehen wurden. Wenn sie jemand sehen sollte, dann bestimmten sie den Zeitpunkt.

Plötzlich blieben sie stehen.

Sie hatten ein Geräusch gehört. Ein scharfes Zischen, nicht weit von ihnen entfernt. Zugleich hörten sie eine Stimme und erkannten, daß es ein Mann war, der mit sich selbst sprach.

Nicht weit entfernt, in der Nähe. In ihren Köpfen drängte sich etwas zusammen.

Sie verständigten sich zuerst mit einem Blick, danach mit einem schnellen Nicken, und in diesem Augenblick bellte ein Hund.

Hart und scharf drang das Geräusch bis zu ihnen. Der Hund wollte sich nicht beruhigen, er bellte weiter, obwohl sein Herr auf ihn einsprach, aber nur Ungehorsam erntete.

Für einen Moment verstummte das Bellen trotzdem. Die Stille wirkte unnatürlich, als wäre jemand dabei, Luft zu holen, um sie schließlich brutal zu durchbrechen.

»Jetzt hör auf!«

Der Hund hörte nicht auf. Ein bösartiges Knurren wehte den

Zwillingen entgegen. Dazwischen schrie der Mann voller Wut den Namen seines Hundes.

»Tomi!«

Aber Tomi hörte nicht. Er hatte allen Gehorsam vergessen und befand sich bereits auf den Weg zu seinem Ziel. Auch als der Mann noch dreimal hinter ihm herschrie, sogar pfiff, war das Tier nicht zu halten. Es wußte genau, wo es hinzulaufen hatte.

Das Gehör der teuflischen Zwillinge war sehr ausgeprägt. Sie wußten genau Bescheid, wen sich das Tier ausgesucht hatte. Es wollte zu ihnen, es wollte töten, es roch die Beute, die so gar nicht in seine normale Welt hineinpaßte. Darin steckte etwas Fremdes, das es zu zerstören galt.

Noch hatten sie sich im Unterholz verborgen. Wenn das Tier sie finden wollte, mußte es erst seinen Weg durch den Wirrwarr aus sperrigen Zweigen, altem Laub und hohen Gräsern finden. Durch Blicke sprachen sich die beiden ab.

Einer huschte nach links, der andere nach rechts. Beide duckten sich flach auf den Boden. Keinen Laut gaben sie von sich und konzentrierten sich auf den Angreifer.

Sie hörten sein Knurren.

Sie sahen seinen Schatten, der von den Strahlen der Sonne neben ihn geworfen wurde. Er stand da mit zitternden Flanken. Es war kein reinrassiges Tier. Ein Mischling, aber ziemlich groß, mit braunweißem Fell. Er hielt das Maul offen, die Zunge hing ein Stück hervor, und sie hörten sein Hecheln.

Er suchte, er war unsicher geworden. Er bewegte den Kopf mal nach links, dann nach rechts. Dabei scharrte er unruhig mit den Läufen. Aus der Ferne klang das Fluchen des Besitzers, er rief auch noch mal den Namen, aber Tomi gehorchte nicht.

Einer der Jungen raschelte mit den Füßen. Er hatte sich dabei hingestellt. Hätte ihn jemand gesehen, so hätte er gewirkt wie ein bösartiger Gartenzwerg.

Der Hund hatte das Geräusch gehört. Er drehte den Kopf mit einer langsamen Bewegung, die Ohren dabei aufgestellt. Wieder knurrte er. Dann schob er sich vor. Vorsichtig, dabei einer Katze ähnelnd, die sich an die Beute heranschleicht.

Wieder bewegte sich der Junge. Er wollte gesehen werden. Und Tomi sah ihn auch.

Plötzlich schnellte er vor. Zwei, drei Sprünge waren es nur, um das Ziel zu erreichen. Wie ein Berserker brach der Körper durch das Unterholz. Der Sprung war so wuchtig ausgeführt, daß Zweige brachen und Erde von den greifenden Pfoten her in die Höhe flog.

Dann war er da.

Aber auch der Junge erwartete ihn. Vor der weit aufgerissenen

Schnauze fürchtete er sich nicht, auch nicht vor den gelben Zähnen, er war schneller und kräftiger.

Bevor der Hund zubeißen konnte, hatte dieses kleine teuflische Wesen bereits seine Arme in die Höhe gerissen. Mit beiden Händen gelang es ihm, den Hals zu umklammern.

Und den drückte er zu.

Der Hund schnappte noch, er erwischte jedoch seine Beute nicht.

Dafür zeigte die Beute, welche ungeheuren Kräfte in ihr steckte. Der kleine Junge hob das wesentlich schwerere Tier an. Er wuchtete es über den Kopf, und lief mit ihm ein paar Schritte weiter, wo ein krumm gewachsener Baum sich talwärts neigte. Dessen Stamm war ideal.

Der kleine Satan wuchtete den Hund dagegen.

Tomi jaulte und schüttelte sich. Die Hände ließen ihn los, und er prallte neben dem Stamm auf die weiche Erde.

Plötzlich war auch der zweite Junge da.

Bevor sich der jaulende Hund wieder auf die Beine stellen konnte, hatten ihn andere Hände bei den Hinterläufen erwischt und abermals in die Höhe gezerrt..

Diesmal drehte er sich.

Der Kopf des Tieres krachte gegen den Stamm. Die scharfe Rinde riß ihn auf wie ein Messer. Damit gaben sich die beiden teuflischen Jungen nicht zufrieden.

Sie machten weiter.

Das Tier aber war bereits tot…

***

Es war das erste Gras des Jahres, das der Mann hatte mähen wollen. Es wuchs auf einer kargen Bergwiese.

Luigi Walter war in dem Bergdorf geboren, er hatte sich aus dem Tal vor zwölf Jahren ein Mädchen zur Frau genommen, und er lebte gern mit ihr zusammen, wobei er mittlerweile dreifacher Vater geworden war. Ihm gehörte das Haus, auch etwas Land, einige Ziegen, auch zwei Kühe, aber das Geld verdiente er in einer Spinnerei in Bellinzona. Die Woche über lebte er dort mit seinen Kollegen in einem großen Containerhaus, und für ihn war es ungemein wichtig, am Wochenende nach Haus zu seiner Frau und den beiden Kindern zu kommen.

In dieser Woche hatte er sich Urlaub genommen. Er mußte einige Dinge regeln, vor allen Dingen am Haus Reparaturen vornehmen, die wichtig waren. Unter der Schneelast im Spätwinter war die Dachrinne seines Hauses zusammengebrochen. Um sie wieder in Ordnung zu bringen, brauchte er Zeit. Nebenbei wollte er auch noch die Wiesen mähen, eine Fläche, die geradewegs am Hang lag.

Luigi Walter mußte immer schräg stehen, um das Gleichgewicht zu

halten.
Der Hund Tomi gehörte ebenfalls zur Familie. Er gehorchte aufs Wort. Sie hatten ihn vor Jahren als kleines Bündel gefunden und aufgezogen. Er war ihnen treu ergeben, und die Reaktion verstand Luigi Walter nicht.
Was war nur mit dem Hund los? So hatte er sich noch nie verhalten. Er war ungemein aggressiv geworden und gleichzeitig auch ängstlich. Er hatte sich nicht mehr zurückhalten lassen, war über die Grenze der Wiese hinausgestürmt und verschwunden.
Aber wohin?
Luigi wußte es nicht. Am nahen Wald hatte er ihn zum letztenmal gesehen, dann mußte sich Tomi in das Unterholz geworfen haben. Er hatte noch das Krachen der Zweige gehört und auch das Rascheln des alten Laubs, dann aber war es still geworden, bis auf ein paar dumpfe Geräusche, die klangen, als hätte ein Angler einen Fisch mit dem Kopf zuerst mehrmals gegen einen Stein geschlagen.
Luigi Walter machte sich um den Hund Sorgen. Ein kalter Schauer rann über seinen Körper.
Es war seine vertraute Umgebung, in der er sich bewegte. Aber diese Vertrautheit nahm er nicht mehr so wahr. Sie war verschwunden. Obwohl die Sonne noch schien, kam ihm alles so kalt und unwirtlich vor. Der Waldrand war für seine Auffassung dichter geworden. Wo es früher Lücken gegeben hatte, ballten sich jetzt Schatten zusammen, die wie ein dichtes graues Spinnwerk wirkten.
Auch der Wind hatte an Wärme verloren. Wie ein kaltes Stück Fahnenstoff fuhr er gegen ihn.
Erst nach einer geraumen Zeit fiel ihm auf, daß er noch immer den Stiel der Sense umklammert hielt. Er hatte die Schneide gegen den Boden gedrückt. Sie zeigte mit der Spitze nach oben und sah aus wie ein auf dem Rücken gelegter, blauer Halbmond.
Nichts regte sich am Waldrand.
Tomi blieb verschwunden.
Luigi rief noch einmal nach ihm, aber das Wort war nicht mehr als ein rauhes Flüstern.
Walters Mund zuckte. Er war ein kräftiger Mann in der Blüte seines Lebens. In diesen so leeren Augenblicken fühlte er sich um Jahre gealtert und erlebte einen Druck, wie er ihn noch nie gekannt hatte. Hinter seiner Stirn pochte es, auch sein Herzschlag hatte sich beschleunigt. Immer mehr gelangte der Mann zu der Überzeugung, daß etwas nicht stimmte. Hier trieb sich jemand herum, wobei er nicht einmal sagen konnte, ob es ein Mensch oder ein Tier war.
Minuten waren bereits vergangen, dachte Luigi, aber von Tomi war noch immer nichts zu hören.
Der Vergleich mit einer bleiernen Stille traf zu, aber Luigi war kein

Mensch, der so leicht die Flinte ins Korn warf. Er wollte wissen, was mit Tomi geschehen war oder der Hund aufgespürt hatte.

Zudem besaß er die Sense.

Er würde sie auch als Waffe einsetzen können. Luigi gehörte zu den Menschen, die dieses Instrument perfekt beherrschten. Von klein auf hatte man ihm beigebracht, damit umzugehen.

Er hob sie an und wollte sie schultern, als ihm einfiel, daß sie vielleicht wertvoller war, wenn er sie in den Händen behielt. Wenn er sich schnell bewegen und auch verteidigen mußte, dann klappte das mit einer schlagbereiten Waffe sicherlich besser.

So ging er auf den Waldrand zu und auch hinein in diese bedrückende Stille. Für ihn war der Himmel nicht mehr blau, er zeigte eine düstere Farbe, und die Gipfel des Gotthard-Massivs im Norden glotzten auf ihn herab wie steinerne Gespenster.

Hinter ihm lag der Ort. Wenige Häuser über eine bestimmte Höhe verteilt, und eine Straße, die sich in engen Kurven durch den Ort wand. Hier gab es keine große Schaueinlagen für irgendwelche Touristen. Nur Wanderer verirrten sich mal in den Ort, ansonsten hatte die Menschen hier ihre Ruhe und waren unter sich.

Luigi ging über eine Wiese. Hin und wieder traf ein Sonnenstrahl das Sensenblatt und hinterließ ein Blitzen.

Keine Spur von Tomi.

Luigis Hals war zugeknotet. Auch wenn er gewollt hätte, es wäre ihm nicht möglich gewesen, den Namen des Tieres zu rufen. Er gab es sich selbst gegenüber nicht gern zu, aber irgendwie hatte er den Hund schon abgeschrieben.

Im Unterholz bewegte sich etwas!

Sofort blieb der Mann stehen. Er war nicht sicher, was es gewesen war, und ob überhaupt jemand dahintersteckte, irgendein Lebewesen, vielleicht auch der Wind.

Seine Gedanken liefen durcheinander. Er war kaum in der Lage, sie in die Reihe zu bekommen. Die Sorge um Tomi peinigte ihn zu sehr, aber den wahren Schrecken erlebte er Sekunden später. Da war dann sein Leben völlig aus den Fugen geraten.

Ungefähr dort, wo der Wald begann, wirbelte etwas in die Luft. Nicht sehr groß, aber dunkel und klumpig. Der Gegenstand flog einen Bogen, prallte auf, verschwand für einen Moment im Gras, wurde wieder in die Höhe gewuchtet und rollte diesmal auf Luigi zu.

Der erkannte ihn jetzt.

Sein Mund öffnete sich.

Kein Schrei löste sich. Das blanke Entsetzen hatte ihn stumm gemacht. Dicht vor seinen Füßen rollte der Gegenstand aus und kam zur Ruhe.

Es war Tomis Kopf!

***

Luigi Walter glich einer Salzsäule. Er bemerkte gar nicht, daß Tränen über seine Wange flossen. Er war einfach fertig, er konnte nichts fassen, das Entsetzen hatte ihn überschwemmt.

Tomi war tot!

Und nicht nur das. Jemand hatte ihm den Kopf vom Körper gerissen. Ein Mensch, ein Tier? War es eine Bestie gewesen? Ein Fabeltier aus vergangener Zeit, das sich über all die Jahre irgendwo in der Einsamkeit der Berge versteckt gehalten hatte? So etwas wie ein Schweizer Yeti?

Die verrücktesten Vermutungen schossen ihm durch den Kopf, ohne daß er sie richtig wahrnahm und auch darüber nachdenken konnte. Es hatte sich in den letzten Minuten so vieles verändert. Er stand jetzt hier, hielt die Sense noch fest und schaute auf das blutige Etwas.

Das war so irreal. Das war er eigentlich nicht, der auf seiner eigenen Wiese stand und diesen Schrecken mit ansehen mußte. Das war ein anderer, er stand daneben und…

Wer hatte das getan?

Ein gut hörbarer, langgezogener und auch tiefer Atemzug drang aus seinem Mund. Er wurde von einem qualvollen Stöhnen begleitet, und plötzlich stieg etwas anderes in ihm hoch.

Eine rasende Wut, die diesen Ausdruck nicht verdiente, denn es war der blanke Haß, in die sich die Wut verwandelt hatte. Haß auf den oder die Mörder, wer immer Tomi dies angetan hatte. Ein wilder, schäumender Haß, etwas, daß er noch nicht erlebt hatte. Es war wie eine gewaltige Welle, die ihn überschwemmt und sogar dafür gesorgt hatte, das die Umgebung vor seinen Augen verschwand.

Der Rand des Waldes verwandelte sich in eine dunkle Welle, die in die Höhe drang, auch wieder zusammenfiel, so daß Luigi in diesem Augenblick wieder klar sehen konnte.

Etwas bewegte sich im Unterholz. Er konnte es nicht genau erkennen, ging allerdings davon aus, daß es kein großes Lebewesen war. Zumindest kein Mensch.

Der Wind war kälter geworden.

Er brachte etwas Böses mit. Und dieses Böse erfaßte auch ihn. Er wollte töten und den Mörder seines geliebten Hundes ebenso zerstückeln, wie Tomi zerstückelt worden war.

»Komm her!« keuchte er. »Komm nur her, du verdammtes Etwas! Du verfluchte Bestie…«

Er kam.

Gras raschelte als das Etwas heranschlich. Luigi glaubte, an zwei Stellen Bewegungen wahrzunehmen.

Demnach mußten es zwei Killer gewesen sein.

Mein Gott! Er bekam eine trockene Kehle. Der große Haß

verschwand allmählich. Statt dessen überkam ihn eine gewisse Furcht. Trotz seiner Sense fühlte er sich nicht mehr sicher. Wer es geschafft hatte, seinen Hund dermaßen zu killen, der nahm auch auf keinen Menschen Rücksicht. Sekundenlang war er durch seine Gedanken von der eigentlichen Realität abgelenkt worden. Die aber kehrte zurück, als er die beiden Killer zu Gesicht bekam, denn sie hatten die Deckung des Unterholzes inzwischen verlassen. Durch den leichten Anstieg der Wiese zum Waldrand hin konnte er sie erkennen, und diesmal erwischte ihn erneut ein Schock.

Luigi konnte es nicht überreißen. Was da auf ihn zukam, durfte es einfach nicht geben, es sei denn, lebende oder ferngesteuerte Gartenzwerge existierten wirklich.

Ziemlich schnell kamen sie näher. Sie gingen eigentlich nicht normal, sie hüpften dabei. Jedesmal, wenn sie hochsprangen, sah er ihre Köpfe an zwei verschiedenen Stellen erscheinen.

Köpfe - Gesichter?

Nein, so wollte Luigi sie nicht bezeichnen. Das waren breite Fratzen. Bösartig mit blutigen Mäulern oder Mündern versehen. Luigi konnte sich sehr gut vorstellen, von wem dieses Blut stammte. Er dachte an Tomi, sein Haß wuchs, gleichzeitig auch die Furcht, ausgelöst durch seinen eigenen Abwehrmechanismus. Da war eine innere Stimme, die ihm sagte, daß er es gegen diese beiden sehr schwer haben würde.

Sie sahen gleich aus.

Zwillinge, schoß es dem Mann durch den Kopf. Das müssen Zwillinge sein! Er dachte auch weiter, weil er mit dem Begriff Zwilling etwas in Verbindung brachte, das irgendwann im Ort geschehen war. Er kam nur nicht auf den richtigen Gedanken, aber es war etwas geschehen.

Die Gedanken hatten ihn abgelenkt. Als er sich wieder auf die beiden konzentrierte, erschrak er. Sie hatten bereits einen Großteil des Wegs bis zu ihm zurückgelegt, sie ruderten mit den Armen und schafften Hindernisse aus dem Weg.

Als kalte Kugeln rannen die Schweißperlen über Luigis Gesicht. Er nahm sich vor sie zu töten.

Ja, töten!

Der Gedanke erschreckte ihn selbst. Er war im Prinzip ein friedlicher Mensch, mit Mord hatte er nie etwas im Sinn gehabt. Doch Tomis Tod und das Erscheinen der beiden blutigen Gestalten hatte für einen Riß in seiner Psyche gesorgt.

Die Waffe besaß er. Er konnte auch damit umgehen. Es würde gar nicht mal schwer sein, die beiden aufzuspießen oder sie einfach in zwei Hälften zu teilen.

Der erste »Zwerg« sprang in die Höhe.

Luigi erschrak heftig, denn er mußte erkennen, daß diese Gestalt schon verflucht nahe an ihn herangekommen war. Mit einem

blitzartigen Hieb schlug er nach dem kleinen Gegner, erwischte ihn aber nicht, weil sich die Gestalt nach hinten hatte fallen lassen. Sie landete im Gras, die Sense wischte über ihn auch beim zweiten Versuch hinweg, aber der zweite kleine Unhold erschien plötzlich.

Luigi hatte ihn vergessen. Erst als zwei kräftige Hände den Griff der Sense umklammerten, wurde ihm dessen Gegenwart wieder bewußt. Und dann erlebte er das Grauen.

Dieses Kleinkind verfügte über eine sagenhafte Kraft. Es entriß ihm die Waffe, als wäre sie so leicht wie ein Streichholz. Locker schwang das böse Kind die Sense über seinen Kopf. Die Klinge blitzte im Licht der Sonne, und als Luigi das Zischen der Klinge hörte, schalteten seine Sinne auf Alarm.

Er hatte Glück, denn das Metall traf ihn nicht. Es wischte über seinen Kopf hinweg, und Luigi selbst rettete sich mit einem Sprung zur Seite.

Noch in der Bewegung wurde ihm bewußt, daß er sich gegen die beiden Wesen keine Chancen ausrechnen konnte. Die waren ihm überlegen, besonders jetzt, wo sie sich seine Waffe besorgt hatten.

Für Luigi gab es nur die Flucht. Er mußte so schnell wie möglich von seiner eigenen Wiese weg und zurück in den Ort, um sich dort zu verstecken. Etwas anderes war lebensgefährlich, und als er sich herumwarf, da wischte die Sense bereits auf ihn zu, ohne ihn allerdings zu treffen; sein Sprung war zu weit.

Er kam mit beiden Füßen wuchtig auf, blieb aber nicht stehen. Luigi rannte weg. Er schaute sich nicht einmal um. Er hoffte nur, daß er auf den Beinen blieb. Die beiden Attacken hatten ihm gereicht, eine dritte hätte er wohl kaum überstanden.

Seine Gegend, in der er aufgewachsen war, kam ihm plötzlich so kalt und fremd vor. Durch sie schwebte der Hauch des Todes. Das Gelände führte bergab. Ein Fremder wäre sicherlich gefallen, aber Luigi Walter kannte die Strecke wie seine Westentasche.

Er atmete röchelnd und keuchend. In seiner Brust lag ein dicker Klumpen. Die kalte Angst um sein Leben hatte ihn so stark verdichtet, und er drückte auf seinen Magen wie eine schwere Hand.

Weg, immer nur weg…

Vor sich sah er den Umriß des Ortes. Die Häuser tanzten bei jeder Bewegung. Er würde bald auf dem schmalen Pfad weiterlaufen, der ihn in den Ort hineinführte. Dort konnte er sich dann verstecken.

Luigi glitt aus. Seine Füße schrammten über den Schotter des Pfads. Er fiel auf den Hosenboden, rutschte weiter, fing sich wieder und schaute, bevor er aufstand, zurück.

Er sah die Verfolger nicht mehr. Die bösartigen Zwerge hielten sich zurück. Sie hatten es aufgegeben, ihn zu verfolgen. Sie wollten ihn nicht, sie wollten ihn nicht.

Er saß auf dem Boden und lachte. Dabei schüttelte er den Kopf und

fragte sich immer wieder, ob er einem Alptraum erlegen war. Es war einfach Wahnsinn, es war verrückt, es war…

Seine Gedanken brachen ab, denn in dem Bereich, wo alles geschehen war, hatte sich eine grünliche Nebelwolke gebildet. Ein widerlicher Schwaden, als hätte die Erde giftigen, höllischen Brodem entlassen. Innerhalb der Schwaden entdeckte Luigi gelbliche Einflüsse, und er glaubt sogar, große Hände zu sehen, die sich auf dem Schwaden geformt hatten und nach einem Ziel griffen.

Ein Ziel?

Das konnten nur die beiden »Kleinkinder« sein.

Der Gedanke war kaum in ihm aufgekommen, als er glaubte, die Umrisse seiner kleinen Todfeinde innerhalb der Schwaden zu sehen. Wenig später waren sie verschwunden. Beide, denn von diesem widerlichen Nebel sah er ebenfalls nichts.

Luigi Walter verstand die Welt nicht mehr. Er blieb sitzen und vergrub sein Gesicht in beide Hände.

Wenn er über das Geschehen nachdachte, was ihm mehr als schwerfiel, kam er zu dem Ergebnis, daß die Hölle persönlich ein Zeichen gesetzt hatte, um über die Menschen herzufallen.

Das machte ihm Angst…

***

Wir waren natürlich zur Beerdigung gegangen und hatten uns ziemlich im Hintergrund gehalten.

Das heißt, wir standen dort, wo die Leichenhalle recht düster war, denn die Sonnenstrahlen reichten nicht bis in jeden Winkel.

Zwei Särge standen vorn.

In einem Sarg lag Malcolm Worriner, der Pfarrer, im anderen Pierre, der Templer. Die meisten Personen der Trauergemeinde kannte ich nicht, aber ich hatte trotz allem den pensionierten Bischof Morgan unter den Menschen entdeckt, und er hatte auch mich gesehen.

Nach der Trauerfeier würde der Ritus weitergehen. Wir würden uns in einer Reihe aufstellen und hinter den Särgen bis zu den Gräbern der beiden Toten gehen.

Das alles kannte ich, und ich war auch als einer der ersten draußen, wo ich Tanner traf. Der Chiefinspektor hatte es aus Zeitgründen nicht ganz geschafft. Er sah ziemlich mitgenommen aus, weil er sich eben so beeilt hatte.

»Und?« fragte er mich.

Ich hob die Schultern. »Es war wie immer.«

»Keine Spuren also?«

»Nein.«

Er räusperte sich. »Das ist hart«, sagte er.

»Hast du denn damit gerechnet?«

Tanner starrte gegen einen Baum, dessen Blätter im Wind zitterten. »Im Prinzip nicht, aber manchmal kommt ja der Täter dorthin, wo sein Opfer die letzte Ruhestätte findet.«

»Meist nur im Film.«

»Kann sein, John. Ich werde jedenfalls bleiben und aus einer gewissen Entfernung die Vorgänge beobachten. Ihr geht auf jeden Fall in die Nähe der Gräber.«

»Das versteht sich.«

»Gut, dann sehen wir uns nachher.«

Suko deutete auf die Doppeltür der Leichenhalle. Die Menschen verließen den Bau mit gemächlichen Schritten. Ihre Gesichter waren bleich und starr, die Augen leblos.

Als einer der ersten trat der pensionierte Bischof ins Freie. Für einen Moment zwinkerte er, dann hatte er uns gesehen und kam auf uns zu. Nickend blieb er stehen. »Sie haben recht gehabt, Mr. Sinclair und Mr. Suko. Sie haben recht gehabt.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich habe mir Malcolm Worriners Aufsatz durchgelesen. Es muß ihm gelungen sein, in Dimensionen vorzustoßen, die uns noch verschlossen sind. Auch in der christlichen Lehre gibt es eine Mystik, und die hat Malcolm durchforstet.«

»Was schließen Sie daraus?« fragte Suko.

Morgan hob die Schultern. »Das ist schwer zu sagen. Ich habe den Eindruck, daß es eine Seite gibt, die es nicht will, wenn sich Menschen mit bestimmten Dingen beschäftigen. Oder liege ich da falsch?«

»Bestimmt nicht.«

»Aber wer ist die andere Seite?«

»Das werden wir herausfinden müssen.«

»Haben Sie das nicht schon, Inspektor?«

»Ja und nein. Es gab diesen Josephiel, den abtrünnigen Engel. Wir konnten ihn vernichten. Damit wäre der Fall eigentlich erledigt, aber er ist es nicht.«

Der Bischof nickte. »Das habe ich mittlerweile auch herausgefunden. Er ist es nicht.« Er schaute uns auffordernd an. »Was störte Sie an gewissen Dingen?«

»Wir wissen es noch nicht«, gab ich zu.

»Bitte?«

»Ja, es ist einfach alles zu verschwommen, wie eingepackt in einen Nebel.«

Der Bischof ließ sich nicht abschütteln. »Auf irgend etwas muß sich Ihr Verdacht doch begründen.«

»Natürlich. Nur auf nichts Konkretes. Wir haben gehört, daß dieser Josephiel ein Erbe hinterlassen haben soll. Wie dies aussieht und wo es herkommt, wo es sich überhaupt befindet, das wissen wir nicht. Da

sind wir einfach überfragt.«
»Aber Sie wollen weiterhin am Ball bleiben?«
»Es ist unsere Art«, erwiderte ich lächelnd.
Der Bischof dachte nach. »Ich denke, wir werden später darüber noch zu reden haben.«
»Gern.«
Der Mann wandte sich ab. Er ging zu den Priestern hin, die er kannte. Auch Abbé Bloch stand dort.
Man unterhielt sich leise, während man auf den Wagen wartete, der die beiden Särge zu den Gräbern hinfuhr. Es war ein Elektroauto ohne Abgas. Man konnte auch direkt hinter ihm hergehen, ohne Angst davor zu haben, seine Gesundheit zu gefährden. Ich dachte daran, daß wir zuerst einen Erfolg erreicht, aber trotzdem verloren hatten.
Weder der Abbé noch Suko oder ich waren glücklich über diesen verdammten Fall. Was immer dieser Josephiel auch hinterlassen haben konnte, würde es in seinem Sinn weitermachen?
Wir hofften es, denn wir waren diejenigen gewesen, die den Abtrünnigen vernichtet hatten, natürlich unter Mitwirkung anderer Kräfte, aber gegen die vier mächtigen Erzengel würden auch Josephiels Erben nicht ankommen.
Es stellte sich auch die Frage, wie diese Erben oder dieses Erbe überhaupt aussah. Gab es mehrere Abtrünnige. Hatten wir mit weiteren Josephiels zu rechnen, die aus ihrer Zeit oder ihrer Dimension auf uns niederfielen?
Wir wußten die Antwort nicht, wir schlossen sie allerdings in unsere Berechnungen mit ein, auch wenn es nur Vermutungen waren.
Der Trauerzug hatte sich formiert. Tanner blieb nicht an unserer Seite.
Der Chiefinspektor hatte sich wahrscheinlich auf anderen Wegen den beiden Gräbern genähert.
Egal, was kam, egal, was passierte, ob die Hölle losbrach oder der Tag normal vorbeiging. Ich würde auf jeden Fall meine Augen offenhalten. Und wenn ich auf mein Gefühl hörte, dann wußte ich, daß es noch nicht vorbei war…

***

Chiefinspektor Tanner war kein Freund von Friedhöfen. Er mied sie nach Möglichkeit. In seinem Leben hatte er schon zu viele gesehen.
Tanner nahm die schmalen Wege zum Ziel. Wo dies lag, hatte er sich erklären lassen.
So sonnig der Tag auch aussah, auf einem Friedhof verlor sich diese Helle immer. Das mochte am Bewuchs liegen, aber auch an der Atmosphäre, die auf einem derartigen Gottesacker herrschte.
Hecken grenzten Teilstücke des Friedhofs ein, dessen Wege

schachbrettartig angelegt worden war.
Ein Manhattan für Tote, dachte der Polizist und spürte die Wärme in seinem Rücken. Eigentlich war er zu warm angezogen, aber er verzichtete nun mal nicht gern auf seinen grauen Anzug, und die Weste gehörte ebenso dazu wie der Hut und die oft kalte Zigarre, die er durch die Breite seines Mundes wandern ließ. Tanner war eben ein Typ, von denen es nicht mehr viele bei der Polizei gab.
Die jungen Kollegen verließen sich mehr auf ihre Hilfsmittel, die Computer, als auf ihre Intuition oder auf ihr Gefühl. Obwohl das sehr wichtig war, aber wo sollten die jungen Kollegen auch Intuition und Erfahrung her haben?
Nur wenige Menschen hielten sich auf dem Friedhof auf. Es war besonders für ältere Leute gefährlich geworden, die Gräber ihrer Angehörigen zu besuchen, denn nicht wenige kriminelle Typen lauerten darauf, die Wehrlosen zu überfallen.
Die Welt war kälter und brutaler geworden, das wußte nicht zuletzt der Chiefinspektor, der tagtäglich mit diesen Phänomenen konfrontiert wurde und sich oft genug fragte, wie Menschen es fertig brachten, so grausam zu sein.
Aber auch er lernte.
Seit einigen Jahren kannte er die beiden Geisterjäger, die zwar Polizisten waren, sich aber mit Fällen beschäftigten, über die viele ihrer Kollegen noch immer lachten.
Auch Tanner war am Anfang skeptisch gewesen, hatte seine Meinung aber revidieren müssen. Sehr oft war er nach Beendigung der Fälle mit einbezogen und informiert worden. Da hatte er dann von Tatsachen gehört, die selbst einem abgebrühten Mann wie ihm noch die Haar zu Berge stehen ließen.
Auch jetzt war er wieder in Fälle eingespannt, bei denen er sich persönlich betroffen fühlte. Da wurden in verschiedenen Teilen Europas Priester oder Theologen umgebracht, die sich mit bestimmten Forschungen beschäftigten. Und einer dieser Männer war Malcolm Worriner gewesen.
Dieser Mann war mit dem Kopf zuerst in ein Ölfaß gesteckt worden. So etwas zeugte von einem ungeheuren Haß oder dem Willen, grausam abzurechnen.
Oft gab es Friedhöfe, die aus zwei Teilen bestanden. Einem alten und einem neuen. Das war hier nicht so. Auch die neuen Gräberfelder waren so in den alten Teil integriert worden, daß es höchstens dem Kenner auffiel, wo die eine Grenze begann und die andere aufhörte.
Auf jedem Friedhof gibt es verschiedene Punkte, wo sich die Besucher orientieren konnten. Auch Tanner erreichte einen dieser Orte. Es war ein freies Viereck, umgeben von Hecken, aber in der Mitte mit einem Wasserbottich versehen und einer hohen Holzkiste, in

der der Biomüll entsorgt werden konnte.

Die Menschen hinterließen dort die verblühten Blumen, wenn sie neue auf die Gräber stellten, aber auch Unkraut und andere Dinge nahm der Behälter auf. Das alles war klar, das war ebenso natürlich wie die zahlreichen Insekten, die über dem Behälter summten.

Ansonsten war es still.

Tanner tupfte sich den Schweiß von der Stirn. Er gab zu, einen Fehler begangen zu haben. Er war einfach zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt gewesen, und hätte sich doch mehr auf die Strecke konzentrieren sollen.

Jetzt hielt er sich neben einer Bank auf und mußte zuerst schauen, in welche Richtung es weiterging.

Er hatte Glück, denn zwei ältere Frauen erschienen, um ihre Gießkannen zu füllen. Zuerst erschraken sie, als sie Tanner sahen, der aber stellte sich als Polizist vor.

»Das ist gut, Mister, das ist sehr gut. Endlich paßt mal jemand auf uns Besucher auf.«

»Das auch, Madam, aber eigentlich wollte ich zu einer Beerdigung und habe ein wenig die Orientierung verloren.«

Ein scharfer Blick erwischte Tanner. »Und sie wollen Polizist sein?«

Tanner grinste säuerlich. »Ich gebe es ja zu, Madam, aber leider sind auch Polizisten nur Menschen.«

»Das stimmt«, sagte die zweite Frau. »Fragen Sie nur, Mister. Wir kennen uns aus.«

»Ach, das ist nett.« Tanner legte sein Problem offen, und er sah auch, daß beide Frauen nickten.

Danach überschlugen sie sich dabei, ihm den richtigen Weg zu erklären, und nach einer Weile wußte Tanner auch, wie er zu gehen hatte.

Er bedankte sich, wünschte noch einen angenehmen Tag und ließ die älteren Ladies allein.

Diesmal ging er schneller. Er konzentrierte sich auch mehr auf die Umgebung und stellte fest, daß er einen Bogen schlug. Unter dem dichten Laub der Bäume schritt er her, manchmal knirschte Kies unter seinen Schuhe, aber die Gräber begleiteten ihn wie stumme Zeugen.

Dann ging alles sehr schnell. In der Umgebung von mächtigen Bäumen sah er das neue Gräberfeld.

Es lag nicht nackt vor ihm, denn auch zwischen den Grabreihen wuchsen schon jetzt Büsche, die gleichzeitig die Wege abgrenzten. Über einen dieser schmalen Pfade gelangte er in die Nähe der beiden nebeneinander liegenden Gräber.

Von der Trauergemeinde war noch nichts zu sehen. Da Tanner ziemlich früh losgegangen war, hatte er noch einige Minuten Zeit, bis sich die Menschen an den Gräbern versammelten.

Die Lehmhaufen lagen daneben. Die Gräber selbst waren durch Holzplatten abgedeckt worden.

Obwohl es hier ebenso warm war, wie auf dem übrigen Teil des Friedhofs, spürte Tanner doch einen Schauer, der über seinen Körper glitt. Das mochte an der Atmosphäre der tiefen Stille liegen, die auch anders war als die Stille in einem Wald.

Er ging einmal um die beiden Gräber herum und fragte sich dabei, weshalb er sich hier überhaupt aufhielt. War es nur ein Gefühl, das ihn so hatte handeln lassen, oder gab es andere Gründe? Der Mörder selbst würde nicht bei der Beerdigung erscheinen können, denn er existierte nicht mehr.

Dafür hatten John und Suko gesorgt. Aber er sollte ein Erbe hinterlassen haben, und Tanner rechnete damit, daß dieses Erbe auch sichtbar wurde.

Sollte dies tatsächlich der Fall sein, würde er bereit sein. Zu sehen war jedoch nichts.

Nach einer Weile ärgerte er sich schon, daß er nahe der beiden Gräber stand und wartete. Er sah nicht einen Menschen, auch Besucher waren nicht in der Nähe.

Nur die beklemmende Stille hielt ihn umfangen.

Und genau die störte ihn!

Tanner kannte zwar den Begriff Friedhofsstille. Er wollte ihn für sich und seine Situation allerdings nicht verwenden, denn diese Stille war einfach anders. Auch eine Friedhofsstille wurde oft genug unterbrochen, denn die Vögel richteten sich nicht danach. Sie wußten nicht, daß sechs Fuß tief unter der Erde die Leichen lagen. Für sie war nur die lebende und erblühte Natur wichtig.

Und eben diese Stille erlebte Tanner. Sie war kompakt. Sie hatte sich an ihm festgesetzt. Sie umgab ihn wie eine klebrige Masse. Da sang kein Vogel in den Zweigen, und selbst das leise Rauschen der Blätter, wenn sie dann vom Wind bewegt wurden, erklang ängstlich.

Er schaute sich um.

Auch Stimmen oder Trittgeräusche hörte er nicht. Die Trauergemeinde befand sich noch auf dem Weg.

Und doch hatte sich etwas verändert.

Es war nicht weit von ihm entfernt, es lauerte in seiner Nähe, und Tanner, zu den beiden Gräbern hinschauend, drehte sich langsam um.

Was er sah, ließ seinen Atem stocken!

Das Gelände war dicht, wo keine Gräber zu finden waren. Dort wuchsen Bäume, aber gleichzeitig auch Gras und Unterholz. Beides bildete so etwas wie eine Wand. Schatten bewegten sich darin, hervorgerufen durch Lichtreflexe, aber der grüne Schwaden stammte sicherlich nicht daher.

Tanner blieb stehen.

Er wunderte sich und spürte zugleich die kriechende Furcht. Da ging etwas nicht mit rechten Dingen zu. Es gab keinen erklärbaren Grund für das Entstehen der Schwaden. Da gab es keine Pfütze, die Luft war auch nicht sehr feucht, dieser Schwaden war einfach erschienen, als hätten ihn Hände hingeschaufelt.

Der Polizist beobachtete weiter.

Er wunderte sich, daß sich der Nebel nicht ausbreitete. Ein wenig höher stieg er schon, das war auch alles. Ansonsten konzentrierte er sich auf einen bestimmten Fleck, und Tanner glaubte auch, innerhalb des grünen Schwadens etwas anderes zu sehen.

Ein Gebilde, etwas, das möglicherweise wichtig war, von ihm aber nicht erkannt werden konnte.

Er überlegte noch, wie er sich verhalten sollte, als ihm der grüne Brodem die Entscheidung abnahm.

Er verlor seine Intensität, dünnte sich immer mehr aus und zog sich schließlich ganz zurück, so daß er völlig verschwand, als hätte ihn die Luft gefressen.

Tanner schüttelte den Kopf.

Das war verrückt, überhaupt nicht erklärbar, aber gleichzeitig wurde ihm bewußt, daß sein Gedankengang irgendwo auch richtig gewesen war. Mit der Vernichtung des Abtrünnigen war dieser Fall noch nicht beendet. Der grüne Brodem mußte indirekt mit ihm zu tun haben.

Die Stelle, wo er entstanden und auch wieder verschwunden war, lag nur wenige Schritte von Tanner entfernt. Er würde nur Sekunden brauchen, um sie zu erreichen.

Er ging nicht, obwohl es ihn drängte. Etwas hatte ihn gewarnt und mißtrauisch gemacht.

Eine Bewegung im Gras und nahe einer Hecke!

War es ein Tier?

Tanner biß sich selbst auf seine Unterlippe. Das war so etwas wie ein Startzeichen für ihn, denn mit vorsichtigen Schritten ging er dem Punkt entgegen.

Je näher er kam, um so mehr spürte er das Gefühl der Ablehnung. Er konnte sich auch vorstellen, etwas falsch gemacht zu haben, doch zurück wollte er nicht.

Still war es.

Dann raschelte abermals das Gras.

Hinter einem schmalen Gebüsch huschte ein Schatten entlang. Wieder konnte Tanner nicht erkennen, ob es sich um ein Tier handelte oder um etwas anderes.

Aber was hätte das schon sein können?

Tanner war plötzlich durcheinander. Er war es gewohnt, auf präzise Fragen auch präzise Antworten zu erhalten. Das war hier nicht der Fall, und er ärgerte sich darüber. Er war auch versucht, seine Waffe zu

ziehen, ließ es aber bleiben, weil er sich selbst lächerlich vorgekommen wäre.

Er hörte ein scharfes Knurren.

Also doch ein Tier.

Seltsamerweise beruhigte ihn das nicht. Beim Weitergehen wurde Tanner noch vorsichtiger.

Dann raschelte etwas. Noch während des Geräusches bewegten sich vor ihm die Zweige eines Buschs, und plötzlich huschte etwas aus der Deckung heraus und blieb vor Tanner stehen.

Dessen Mund öffnete sich vor Schreck. Er hatte geglaubt, kaum noch überrascht werden zu können, da aber hatte er sich geirrt, denn diese kleine, bösartige Gestalt, die vor ihm stand, war weder ein normal ausgewachsener Mensch, noch ein Zwerg - sie war ein Kind…

Der Chiefinspektor mußte damit zurechtkommen. Er bemühte sich, seinen Verstand analytisch arbeiten zu lassen. Als Folge davon brachte er den grünen Schwaden mit dem Auftauchen des Kindes in Verbindung. Dieses kleine Etwas mit den Locken auf dem etwas zu groß erscheinenden Kopf, dem breiten Maul, an dem noch Blut klebte, brachte ihn völlig aus dem Konzept. Tanner konnte sich die Ankunft dieses Wesens überhaupt nicht erklären, und er kam auch mit dem Anblick nicht zurecht.

Das war einfach ungeheuerlich. So etwas durfte es nicht geben. Ein kleines kompaktes Monster, umgeben von einem schmutzigen Strampelanzug, aber trotzdem relativ groß. Irgendwo stimmten da die Perspektiven nicht mehr, und auch ein Blick in die tödlichen Augen ließ ihn schauern.

War dieses Kind das Erbe des Abtrünnigen?

Er glaubte es jetzt, denn zuvor hatte er nicht daran gedacht, das Wort Erbe wörtlich zu nehmen.

Josephiel hatte also ein Erbe hinterlassen. Ein Kind, gleichzeitig ein bösartiges Geschöpf.

Was tun?

Die Hand des Chiefinspektors näherte sich der Waffe. Dabei ließ er das Wesen nicht aus den Augen, das ihn ebenfalls genau beobachtete. Tanner sah sogar ein Grinsen auf den breiten Unterlippen, als wäre ihm dieses kleine Geschöpf haushoch überlegen.

Seine Hand berührte die Waffe.

Er zog sie trotzdem nicht, weil es ihm auf eine gewisse Art und Weise lächerlich vorkam. Offen wurde er nicht bedroht. Daß eine Bedrohung vorhanden war, registrierte er trotzdem, und er bückte sich dem Wesen entgegen, weil er plötzlich den Wunsch hatte, mit ihm Kontakt aufzunehmen.

In der Bewegung erwischte ihn der Hieb in den Rücken.

Tanner schrie auf. Plötzlich war die Welt für ihn schwarz geworden.

Seine Lunge schien zertrümmert worden zu sein. Er bemerkte nicht, wie er aufs Gesicht fiel und sein Kopf beinahe die Füße des kleinen Wesens berührt hätte.

Im Gras blieb er liegen. Der Schmerz wühlte durch seinen Rücken. Er blieb nicht auf eine Stelle konzentriert, er breitete sich sternförmig aus. Er traf ihn wie Blitze und hatte es zugleich geschafft, den großen schweren Mann zu lähmen.

Es war ihm nicht möglich, sich aus eigener Kraft zu bewegen, und das wußte er auch, denn sein Geist war weiterhin ungewöhnlich klar, trotz der Schmerzen. Ihm war bekannt, daß er sich in einer verfluchten Falle befand, aus der es so leicht kein Entrinnen für ihn geben konnte. Nicht aus eigener Kraft.

Den Kopf hatte er nach rechts gedreht, so daß er durch den offenen Mund einatmen konnte. Er wußte nicht, was ihn da erwischt hatte, aber sehr bald schon hörte er die dumpfen Laute, die durch den Boden hinweg an seine Ohren klangen.

Tritte…

Nicht von nur einer Person, eine zweite war da. Sie geriet ebenfalls in sein Blickfeld.

Sie glich der ersten aufs Haar!

Irrtum oder nicht?

Der Mann konnte es nicht fassen. Er war außer sich und trotzdem völlig hilflos. Es war keine Halluzination, da gab es tatsächlich zwei Kleinkinder, die voneinander nicht zu unterscheiden waren.

Zwillinge also!

Ein doppeltes Erbe, dachte er. Die beiden steckten die Köpfe zusammen.

Sie unterhielten sich, wobei der Chiefinspektor nichts davon verstand, weil die Worte nur als geflüstertes Zischen aus ihren Mündern hervordrangen.

Manchmal bewegten sie sich auch. Dann nickten sie in seine Richtung. Es war also zu erkennen, daß sie sich über ihn, das hilflose Opfer, unterhielten.

Tanners Rückenschmerzen ließen allmählich nach. Er konnte auch wieder besser Luft holen, ohne daß sein Inneres ausbrannte.

Sie kamen.

Nebeneinander gingen sie her und blieben stehen, als sie seinen Kopf erreicht hatten. So dicht, daß sie schon in sein Gesicht hineintreten konnten.

Das taten sie nicht.

Sie bückten sich.

Einen Moment später spürte Tanner ihre Hände zuerst an seinen Schultern, dann wanderten sie an ihnen entlang und schoben sich unter seine Achselhöhlen. Dort »bissen« sie sich fest.

Tanner konnte sich nicht vorstellen, daß sie ihn aufheben würden. Er irrte sich.

Mit einer lockeren Bewegung wurde er in die Höhe gedrückt und auf die Beine gestellt. Die Schmerzen in seinem Rücken nahmen dabei zu. Sie bissen sich hoch bis in den Hals hinein und wanderten auch weiter, bis sie den Kopf erreicht hatten.

Die Umgebung drehte sich vor Tanners Augen. Er konnte sich aus eigener Kraft nicht auf den Beinen halten, und es reichte auch nicht aus, da ihn die beiden bösartigen Geschöpfe in Höhe der Knie festhielten. Er bekam den Druck nach vorn, und wieder verwandelte sich die Umgebung in einen rasenden Wirbel.

Bevor Tanner aufschlug, konnte er den Fall mit dem hochgerissenen Arm noch etwas abbremsen.

Dennoch erwischt ihn der Aufprall vom Kopf bis in die Beine.

Auch der Schmerz war wieder durch seinen Rücken gesprüht. Apathisch blieb er liegen, wobei sich Hitze und Kälte in seinem Körper ablösten und hoch bis unter die Haarwurzeln brandeten.

Die zischelnde Unterhaltung hörte er trotzdem. Wieder war es ihm unmöglich, irgendwelche Worte zu verstehen. Alles verschwamm in einem Nebel, und er kam sich vor wie jemand, der auf dem Boden lag und trotzdem weggeschwemmt wurde.

Dann packten sie beide zu.

Zuerst spürte er ihre Griffe nicht. Als seine Beine angehoben wurden, war ihm klar, daß sie die Knöchel erwischt hatten. Sie schleiften ihn weg.

Mit dem Kopf und einem Teil des Oberkörpers rutschte Tanner über den Grasboden hinweg, und zwar genau in die Richtung, in der die beiden Gräber lagen. Er hatte keine Ahnung davon, was genau geschehen würde, aber er konnte sich durchaus vorstellen, daß eines der beiden Grablöcher für ihn zweckentfremdet werden sollte.

Gras, Unkraut, wild wachsende Sommerblumen, das alles streifte durch sein Gesicht. Er spürte die klebrigen Häute überall. An den Wangen, am Kinn, auch auf den Lippen. Daß seine Kleidung beschmutzt wurde, war ihm ebenfalls egal, er wollte nur wieder zu Kräften kommen, bevor man ihn in das Grab hineindrückte.

Der Wunsch blieb, nur die Erfüllung wurde ihm versagt. Als das Sonnenlicht sein Gesicht erwischte, war ihm klar, daß sie sich bereits in der Höhe der beiden Gräber befanden, und Tanner dachte auch an die Trauergemeinde.

Warum waren sie denn noch nicht da? Warum ließen sie sich, um alles in der Welt, soviel Zeit?

Keiner der beiden teuflischen Zwillinge hielt ihn mehr fest. Sie hatten anderes zu tun. Tanner gelang es, den Kopf ein wenig in die Höhe zu drücken, um so nach vorn zu schauen.

Beide hatten sich rechts und links eines Grabes aufgebaut, sich gebückt und zogen die Holzplanken weg, als wären sie vom Gewicht her nur Strohstücke.
Diese Kraft der beiden war unwahrscheinlich. Das wollte ihm nicht in den Kopf. So etwas konnte nicht möglich sein. Es ging nicht mir rechten Dingen zu.
Die Zwillinge arbeiteten schnell und geschickt. Innerhalb kürzester Zeit hatten sie die Planken weggeschafft und das Grab freigelegt.
Für ihn!
Innerlich stieg das Eis in ihm hoch, als er die beiden Wesen auf sich zukommen sah.
Er wollte sich wehren, das schaffte er nicht.
Er hing einfach fest.
Der Schmerz hatte ihn gelähmt. Wenn er versuchte, seinen Arm anzuheben, schaffte er nur ein Zucken, mehr nicht. Bei den Beinen wiederholte sich dieses grausame Spiel, selbst einen Schrei konnte er nicht ausstoßen, die Kehle saß zu.
Mit einer spielerisch anmutenden Leichtigkeit schafften es die beiden »Kinder«, ihn auf des Grab zuzuziehen. Mit den Beinen zuerst würde er es erreichen, und schon sehr bald glitten sie über die Grabkante und knickten nach vorne weg.
Hände zerrten an seinen Hüften, und der Rest des Wegs war nur mehr ein Kinderspiel.
Er fiel.
Diesmal löste sich der Schrei. Er war zu leise, und der Aufprall warf Tanner um.
Er hatte zwar mit den Füßen den Grund berührt, er war aber nicht in der Lage, eine Standfestigkeit zu erreichen. Sein Körper fiel nach vorn, er prallte mit dem Gesicht gegen die gegenüberliegende Grabwand und spürte nicht mal, daß er sich die Nase aufgeschlagen hatte und das Blut daraus hervorsickerte.
Sein Körper sackte zusammen. Verkrümmt blieb er auf den Grabboden liegen.
Bewußtlos war Tanner nicht geworden, sehr schwach konnte er sich bewegen. Mit großer Mühe drehte er den Kopf so, um an der Grabwand hochschauen zu können.
Für einen Moment sah er noch ihre bösen Köpfe. Einer der Zwillinge sprach zischend von einer Sense, der andere schüttelte den Kopf. Mit seinem kleinen Arm deutete er über das Grab hinweg und nach vorn.
Sofort danach kam Bewegung in die Beine. So schnell und so gut wie möglich legten sie die Planken wieder quer über das offene Grab, und Tanner beobachtete, wie die Dunkelheit zunahm.
»Wir töten dich noch, wir töten dich noch!« zischelte es durch die Ritzen.

Weitere Worte hörte er nicht. Nur mehr schleifende Tritte. Ein Zeichen, daß sich die beiden Zwillinge zurück zogen. Tanner konnte dankbar sein, daß er noch lebte…

***

Gerettet hatte ihn tatsächlich die Trauergemeinde, zu der auch Suko und ich gehörten. Aus der Deckung einer Hecke waren wir erschienen, aber die beiden Killerkinder hatten uns schon vorher gesehen, ohne daß wir sie zu Gesicht bekommen hatten. So hatten sie dann alles wieder gerichtet, und waren blitzartig verschwunden. Einfach untergetaucht, bei ihrer Größe kein Problem.

Und so hatten auch wir sie nicht gesehen. Zudem waren die meisten der Beteiligten mit sich selbst beschäftigt und zeigten kaum Interesse für die Umgebung.

Wir hatten den Ort fast erreicht. Die Bäume standen weiter auseinander, es gab mehr Platz, eine freie Rasenfläche, von Wegen durchschnitten wie ein Park.

Neue Gräber boten sich unseren Blicken. Einige von ihnen waren noch nicht eingeebnet worden.

Kein Mensch arbeitete in diesem Gebiet. Es wirkte so schrecklich leer, wie eben ein Ort der Toten auszusehen hatte. Der Sommerwind streichelte unsere Gesichter. Vom alten Teil brachte er den typischen Friedhofsgeruch mit, und vom Himmel her schickte die Sonne ihre warmen Strahlen dem Erdboden entgegen. Sie brannte auf uns nieder, es gab wohl keinen, der nicht schwitzte. Besonders stark traf es die, die dunkel angezogen waren.

Abbé Bloch befand sich unter den ersten, die hinter dem Elektrowagen hergingen. Es lagen nur wenige Kränze auf den beiden Särgen. Bei einem zeigten die beiden Hälften der Schleife das Templerkreuz.

Ich hatte meinen Blick über das neue Gräberfeld hinwegstreifen lassen und entdeckte jenseits davon den wieder dichteren Bewuchs. Er mußte dort eine breitere Grenze bilden, denn dahinter lagen noch Gräber. Tiefe Stille herrschte, selbst die Vögel sangen nicht.

Dieses Zeichen kannte ich. Im Winter nahm ich es als natürlich hin, im Sommer jedoch nicht. Daß sie keinen Laut von sich gaben, störte mich einfach, und Suko ebenfalls. Ich hörte sein leises Räuspern, bevor er sagte: »Eigentlich ist es zu still hier, John. Selbst für einen Friedhof. Oder findest du nicht?«

»Kann sein.«

»Das ist nicht deine ehrliche Meinung.«

»Was willst du wissen oder hören?«

»Hier stimmt etwas nicht«, flüsterte Suko. »Ich gebe dir Brief und Siegel darauf. Hier ist einiges nicht so, wie es sein sollte.«

»Okay - und was?«

Mein Freund hob die Schultern. »Tu nicht so naiv. Es kann durchaus sein, daß sich auf dem Friedhof etwas versteckt hält, vor dem wir uns in acht nehmen sollten.«

»Dann soll es sich zeigen.«

Suko lachte leise. »Glaubst du daran?«

Wir wurden abgelenkt, denn der Elektrowagen hatte die unmittelbare Nähe der beiden Gräber erreicht. Er war mit zwei Männern besetzt. Der Fahrer lenkte ihn in einen bestimmten Winkel zu den Gräbern hin. Die Männer würden aussteigen, die Bohlen von den Gräbern nehmen, um anschließend die Särge abzuseilen.

Das brauchten sie nicht allein zu tun, denn einige der Trauergäste, Freunde des verstorbenen Malcolm Worriner, würden ihnen dabei zur Hand gehen. Niemand sprach. Dadurch wirkte die Stille noch bedrückender. Hin und wieder hörten wir einen schweren, seufzenden Atemzug, das war dann auch alles.

Der Pfarrer, der auch die Trauerrede halten wollte, gab den Männern durch ein Nicken zu verstehen, daß sie die Bohlen zur Seite räumen sollten. Er war ein hellhaariger Mann, dessen dunkle Kleidung im krassen Gegensatz zu seinem Kopfschmuck stand.

Alles ging seinen Weg. Am ersten Grab schafften die Männer die Bohlen zur Seite. Sie bewegten sich langsam, nur keine Hektik, es wäre einfach wider die Pietät gewesen.

Ich suchte meinen Freund Tanner.

Auch wenn er sich nicht offen zeigen wollte, hätte er uns zumindest ein Zeichen geben können.

Einen kurzen Wink von weit gegenüber, denn dort befand sich ein Platz, wo er sich als Zuschauer gut verstecken konnte. Da tat sich nichts.

Vor uns malten sich die Rücken der Männer ab. Um die beiden Gräber herum war ein Halbkreis gebildet worden, eine starre Mauer aus Leibern, die sich von Gedanken durchtreiben ließ, wobei sich bestimmt manch einer fragte, wer wohl als nächster an der Reihe war.

»Und Tanner ist nicht da«, murmelte Suko ebenfalls.

»Sicher.«

»Sollte das Anlaß zur Sorge sein?«

Ich hob kurz die Schultern. »Noch nicht, aber seltsam finde ich es schon.«

»Einer von uns könnte die Umgebung absuchen«, schlug mein Freund vor.

»Drängt es dich so?«

»Nicht unbedingt, aber ich mache mir schon Sorgen, wo er stecken könnte.«

»Warte noch.«

Die beiden Helfer hatten die Bohlen mittlerweile vom ersten Grab weggeräumt und waren dabei, sich das zweite vorzunehmen. Sie arbeiteten wie immer, geschickt schnell und warfen auch keinen Blick in die kalte Grube hinein, zumindest nicht bei den ersten Bohlen.

Dann aber - etwa die Hälfte war weggeräumt, erstarrten sie. Suko und mir fiel es auf, weil wir sie beobachtet hatten. Sie blieben zu beiden Seiten des Grabs in einer gebückten Haltung stehen, als hätten sie in der Grube etwas entdeckt.

Einer von ihnen faßte sich schließlich ein Herz. Er brauchte nicht einmal laut zu sprechen, um gehört zu werden.

»Verdammt, da liegt einer!«

***

Es gab keinen, der den Satz nicht verstanden hätte. Urplötzlich schien eine Eisschicht über dem Friedhof zu liegen. Auch Suko und ich kamen uns vor, wie von einer Glaswand umgeben, wahrscheinlich dachten wir beide das gleiche, ohne es allerdings auszusprechen. Wir aber waren auch die ersten, die diese Glaswand durchbrachen. Als wir uns in Bewegung setzten, schlugen wir nicht erst einen großen Bogen, sondern drängten uns durch die schmalen Lücken zwischen den eng beisammen stehenden Trauergästen. Sogar am Grab machte man uns Platz, und als wir hineinschauten, da hatte ich den Eindruck, von einer glühenden Messerklinge mitten durch die Brust gestoßen zu werden.

Im Grab lag Chiefinspektor Tanner!

Für wenige Augenblicke war ich wirklich gefangen. Der Anblick hatte mich so geschockt. Tanner sah aus wie tot. Ich konnte nicht feststellen, daß er atmete. Er lag dort verkrümmt, sogar noch halb sitzend, wir konnten in sein Gesicht schauen und sahen das Blut, das ihm aus der Nase gelaufen war. Wie zum Hohn klemmte noch immer der alte Filz auf Tanners Kopf. Er war nur etwas in die Höhe und gleichzeitig auch zur Seite hin verschoben.

Wir waren nicht in der Lage, einen Kommentar abzugeben. Um uns herum drängten sich die anderen Trauergäste, auch der Pfarrer bekam einen langen Hals und schaute in das Grab hinein. Man sprach flüsternd, doch selbst da hörten wir das Entsetzen heraus.

Und wir erwachten erst, als Tanner sich regte. In seinem Gesicht zuckte es, dann verzog er den Mund und stöhnte.

»Das ist es, Suko!« sagte ich. »Los, wir holen ihn hoch!«

Suko räumte die restlichen Planken zur Seite. Er schleuderte sie kurzerhand hinter sich. Jeder Aufprall hörte sich an wie ein Glockenschlag.

Ich hatte mich bereits in das Grab hineingehangelt. Neben Tanner blieb ich stehen und bückte mich.

Die Hände faßten unter seine Achseln, dann stemmte ich den schweren und auch leblos wirkenden Körper in die Höhe, hörte Tanner stöhnen und richtete sogar seinen Hut. Suko kniete am Grabrand, er half mir dabei, den Chiefinspektor aus dem Grab zu ziehen. Wie ein Kind faßte er ihn unter, zog ihn einige Schritte zur Seite und legte ihn im Gras nieder.

Als ich aus dem Grab geklettert war, sah ich Abbé Bloch direkt vor mir stehen. Seine Augen waren groß, erstaunt, auch ängstlich, und er schüttelte den Kopf.

»Ich verstehe es nicht, John.«

»Da geht es mir wie dir.«

»Wer ist das?«

»Ein Bekannter von uns. Ich habe ihn dir vor der Trauerfeier kurz vorgestellt.«

»Entschuldige, jetzt erinnere ich mich wieder. Er heißt Tanner, nicht wahr?«

»Er ist aber nicht tot…?«

»Zum Glück nicht, und ich hoffe, daß er uns einige Fragen beantworten kann.«

»Ja, das ist wohl wichtig. Ich werde den Pfarrer fragen, ob er das Begräbnis verschieben will.«

»Warum?«

»Es entspricht nicht der Würde…«

»Bitte, Abbé, zieht es durch. Tut mir den Gefallen. Wer weiß, was noch auf uns zukommt.«

»Gut, wie du meinst.«

Ich ließ ihn stehen und ging dorthin, wo Suko neben dem liegenden Tanner kniete. Damit die Sonne nicht auf ihn herabbrannte, hatte er ihn in den Schatten gelegt. Leicht verbogene Zweige bildeten über dem Kopf ein Dach.

Tanner war bei Bewußtsein. Mit einem Taschentuch hatte Suko das meiste Blut um Nase und Mund herum entfernt. Wir beide hörten den Chiefinspektor stöhnen, er zwinkerte dabei mit den Augen, wirkte aber wie ein Mensch, der sich in seiner normalen Welt noch nicht zurechtgefunden hatte.

»Tanner«, sprach ich ihn an. »Ich denke, du hast es geschafft, altes Haus. Du bist in Sicherheit. Wir haben dich rausgeholt. Du kannst langsam durchatmen.«

Er schaute uns an. Dann stöhnte er und sprach abgehackt von seinem Rücken. »Da hat mich was erwischt… ich… ich… dachte, in zwei Teile gespalten zu werden.«

»Was denn?«

»Das konnte ich nicht sehen.«

»Hast du überhaupt etwas sehen können?« wollte Suko von ihm

wissen. »Oder hat man dich…?«
»Ja!«
Die Antwort hatte so ungewöhnlich klar geklungen, daß sie uns schon beinahe wieder erschreckte.
In den letzten Sekunden hatte sich bei Tanner wohl die Erinnerung wieder zusammengeballt, und als er nach meinem Handgelenk faßte, da spürte ich schon eine gewisse Härte, als wäre ich der Strohhalm für ihn. »Du mußt achtgeben, John, du auch Suko. Hier… hier lauert das Verderben.«
»Wie sieht es aus?«
»Kleinkinder.«
»Wie bitte?«
Er hatte mein erstauntes Gesicht gesehen. Trotz seiner miesen Lage mußte er lächeln. »Es tut mir zwar leid, Freunde, aber es ist so. Ich habe, nein, ich bin von zwei Kindern, Kleinkindern, fertiggemacht worden. Kinder mit den Kräften eines Riesen. Sie haben mich überwältigt, und sie haben mich auch in das Grab geschleift. Daß ich nicht tot bin, verdanke ich wohl euch. Ihr seid rechtzeitig gekommen, sonst hätte es Zeugen für den Mord gegeben.«
»Das darf nicht wahr sein«, ächzte Suko.
»Es ist aber wahr. Zwei teuflische Kinder - Zwillinge sogar. Ich weiß jetzt, welches Erbe euer verfluchter Josephiel hinterlassen hatte. Ich weiß es verdammt gut. Und ich habe auch den grünen Brodem gesehen, der die beiden begleitete.«
»Was bedeutet das denn schon wieder?«
»Nimm es einfach hin, Suko. Ich kenne die Erklärung auch nicht. Aber geht davon aus, daß sich das Erbe noch in der Nähe befindet.«
»Wo denn?«
»Ich weiß es nicht.«
»Wo ist es passiert?« hakte Suko nach. »Wo, zum Teufel hat man dich überfallen?«
»Ganz in der Nähe. Hinter mir, wo die Bepflanzung wieder dichter wird. Ich kann mir vorstellen, daß sich die Zwillinge dort versteckt halten und alles beobachten.«
Stimmte es? Hatte er gelogen? Spielte ihm vielleicht die Phantasie einen Streich? Das war für uns nicht herauszufinden, nicht in der Theorie, wir mußten schon nachforschen und richteten unsere Augen automatisch dorthin, aber es war nichts zu sehen.
Am Ende des Friedhofs zeigte sich der Bewuchs dichter. Da standen die Bäume wieder dichter zusammen, und zwischen ihnen bildete das Gestrüpp so manch dichten Zaun.
Ein gutes Versteck.
Tanner hatte unsere Blicke bemerkt. »Dort sind sie hergekommen«, sagte er leise. »Ich weiß nicht, was sie danach getan haben. Es kann

sein, daß sie da noch sind.«
»Einer von uns muß bei Tanner bleiben«, sagte ich und nickte Suko zu. »Übernimm du das.«
»Und du?«
»Ich schaue mich nur um.«
»Von einer Sense haben sie auch gesprochen, glaube ich.« Tanner richtete sich auf und biß die Zähne dabei zusammen. »Ja, ich habe sie am Grabrand flüstern hören.«
»Was wollten sie damit?«
»Keine Ahnung, John, aber du solltest auf alles gefaßt sein. Sie sind sehr klein, aber sie haben eine Kraft, die mörderisch ist. Die gingen mit mir um, als wäre ich nur eine leichte Puppe. Dieser Josephiel hat uns da etwas Schreckliches hinterlassen. Ihr könnt es drehen und wenden, ich aber glaube, daß die beiden Wesen, diese verfluchten Zwillinge, sein eigentliches Erbe sind.«
Weder Suko noch ich hatten Einwände. Es war nur gut, daß man uns gewarnt hatte, und ich kam wieder in die Höhe, wobei ich mich zu den Gräbern hin umdrehte.
Dort hatte sich die Lage wieder normalisiert. Die beiden Särge waren bereits in die Grabstätten hinuntergelassen worden. Der Pfarrer hatte mit seiner Rede begonnen. Seine Worte klangen dürr. Ihm war anzumerken, daß er noch immer unter dem Einfluß des Erlebten stand. Er versprach sich einige Male, und seine Blicke wanderten während des Sprechens ständig umher. Auch die Trauergäste schienen mir mit ihren Gedanken nicht zu sehr bei der Sache zu sein. Zumindest bemerkte ich es bei Abbé Bloch, von dem ich einen fragenden Blick erwischte.
Ich nickte ihm beruhigend zu und konnte mir auch vorstellen, daß er zu diesem Zeitpunkt gern bei uns gewesen wäre, aber in diesem Fall mußte er seiner Pflicht nachkommen.
»Ich werde dann mal nachschauen«, sagte ich zu Tanner und Suko.
»Sei vorsichtig!« flüsterte der Chiefinspektor. »Denkt nur an die verdammte Kraft der beiden.«
»Das sowieso.« Ich zog an der Silberkette, streifte sie über den Kopf und ließ mein Kreuz für einen Moment auf der flachen Hand liegen. »Josephiel ist durch das Kreuz vernichtet worden. Du hast von seinem Erbe gesprochen, Tanner. Was hindert uns denn daran, es nicht auch durch das Kreuz vernichten zu lassen?«
»Nichts«, sagte mein Kollege. »Nur weiß ich nicht, ob das so einfach sein wird.«
»Das werde wir sehen«, erwiderte ich und setzte mich endlich in Bewegung…

***

Platt wie die Flundern lagen sie im Gras. Sie hatten sich rechtzeitig genug verkrochen, aber sie ärgerten sich darüber, daß es ihnen nicht gelungen war, den Mann noch zu töten.

Ihn und auch alle anderen, die jetzt das Grab umstanden, wurden von ihnen als Feinde eingestuft.

Sie bewegten sich auf der falschen Seite, auf der richtigen waren einzig und allein sie. Ihr Freund, der Nebel, hatte sie zu der richtigen Stelle geschafft. Er wußte über ihre Rachetour Bescheid, er stimmte ihnen zu, denn sie wollten dort weitermachen, wo ihr Vater aufgehört hatte.

Er war nicht mehr, man hatte ihn getötet. Und es mußte schon eine sehr starke Person sein, die so etwas schaffte, denn Josephiel war für seine Söhne wie ein unbesiegbarer Gott gewesen. Daß er trotzdem nicht mehr war, konnten sie noch immer nicht fassen, aber sie waren mit seinem Geist erfüllt, und der war stark genug, um ihnen die neue Richtung anzugeben.

Der Mann im Grab war entdeckt worden.

Beide lächelten sich zu. Dann krochen sie nach vorn, die Mäuler halb offen, als wollten sie ins Gras beißen.

Als sie den Bereich eines dicken Baumstamms erreichten, verharrten sie für einen Moment und richteten sich etwas auf. Sie hatten eine bessere Sicht bekommen. Sie merkten etwas von der Unruhe unter den Menschen, sie hörten die Stimmen, aber beide kümmerten sich nicht darum. Die Zwillinge standen auf dem Fleck, als hätte man sie in Eisen gegossen. Es war etwas zu spüren gewesen, das sich für diese Haltung verantwortlich zeigte. Sie spürten genau, wie es ihre Körper durchströmte, aber es war kein gutes Gefühl.

Da war jemand…

Sie schauten sich an.

Ihre bösen Gesichter zuckten. Sie bewegten die Münder, sie strichen mit den Händen über ihre Arme hinweg, als wollten sie dort den Schauer abreiben.

»Da ist er…«

»Wer?«

»Einer, den auch du spürst, Bruder!«

»Sag es.«

»Der Mörder unseres Vaters. Ich kenne ihn nicht, aber er ist bei den Menschen.«

»Dann werden wir ihn töten!«

»Sei vorsichtig, Bruder. Du weißt selbst, daß er es geschafft hat, unseren Vater zu vernichten.«

»Aber wir sind zu zweit.«

»Kann uns das helfen?«

Der Fragesteller erhielt keine Antwort mehr. Der Mann, von dem sie

eben noch gesprochen hatten, löste sich zusammen mit einem anderen von der Gruppe. Der zweite Mann trug den Bewußtlosen aus dem Grab und legte ihn ein Stück entfernt nieder in den Schatten.

»Er wird reden.«

»Nicken.«

»Dann wissen die beiden Bescheid…«

»Leider.«

»Wir müssen uns stark machen.«

»Wieso? Sind wir nicht stark genug?«

»Nein, nie. Ich spüre es. Wir müssen zum letzten Mittel greifen. Wir müssen zurück. Du weißt, warum uns der Vater in das Kloster gebracht hat. Dort soll es sich entscheiden.«

»Willst du ihn hinlocken?«

»Ja.«

Sie hatten sich flüsternd unterhalten. Die Worte waren nicht lauter als das Säuseln des Windes. Die Zwillinge hatten von einer Zukunft gesprochen, die für sie positiver aussah als die Gegenwart. Die Kraft des anderen war einfach zu stark. Zum erstenmal erlebten sie einen Menschen, der in der Lage war, auch gegen sie zu kämpfen.

»Sollen wir uns dann zurückziehen?«

»Ich wäre dafür.«

»Ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich gern einen Versuch wagen will. Auch der andere ist nicht unbesiegbar, wenn wir es schaffen, ihn zu überraschen, mein Bruder.«

»Dann kannst du mir auch sagen, wie du es dir vorgestellt hast.«

»Ja, mit der Sense. Wir haben sie doch mitgenommen. Sie liegt hinter dir. Du brauchst dich nur umzudrehen und nach ihr zu greifen. Einer von uns reicht, der andere könnte ihn ablenken. Wenn der Feind tot ist, kümmern wir uns um die anderen, die noch an den Gräbern stehen. Dann erhält dieser Friedhof eine Blutweihe…«

Zwilling Nummer zwei war überzeugt worden. »Gut«, sagte er »lassen wir es uns versuchen…«

***

Ich hatte mich von Suko und Tanner abgesetzt, aber die warnenden Worte nicht vergessen. Allerdings mußte ich zugeben, daß ich eine sichtbare Gefahr nicht feststellen konnte.

Um mich herum und auch vor mir war alles normal. Die Sonne schien, Bäume spendeten Schatten, das Gras wuchs saftig, hoch und grün, und ebenso gesund sahen auch die Hecken oder die Büsche aus.

Und doch war da etwas.

Ich hatte einige Male meine Hand in die Tasche der dünnen Jacke gesteckt und nach meinem Kreuz gefühlt. Sehr deutlich war mir das

Vibrieren aufgefallen. Es rann wie kurze Stromstöße über meine Fingerkuppen hinweg und hinterließ bei mir ein leichtes Schaudern.

Demnach täuschte die Ruhe, war diese Stille mehr als trügerisch und aufgeladen mit einer nahezu bösartigen Kraft.

Zwei kleine Kinder - Zwillinge. So und nicht anders sollte das Erbe des abtrünnigen Josephiel aussehen. Noch immer war es für mich schlecht vorstellbar, aber über gewisse Tatsachen konnte ich einfach nicht hinwegsehen, und so glaubte ich fest daran, daß sich Chiefinspektor Tanner auf keinen Fall geirrt hatte.

Wenn sie so klein waren, dann gab es für sie genügend Verstecke. Hier bildeten Bäume und Buschwerk so etwas wie eine Grenze. Die anderen Gräber lagen dahinter.

Vor mir rührte sich nichts - oder?

Ich hielt den Atem an, als ich dennoch eine Bewegung sah. Im Gras und auch nur deshalb, weil sich die langen Halme unkonventionell bewegten und sich nicht in die Windrichtung drückten.

Da war jemand.

Sekunden vertropften. Der Atem floß wieder aus meiner Nase. Ich holte erneut Luft - und bekam plötzlich große Augen, aber auch für einen Moment die Starre.

Obwohl ich mit dem Anblick hatte rechnen müssen, überraschte er mich trotzdem.

Vor mir stand ein kleines, bösartiges, mörderisches Etwas. Ein Kind nur, aber dämonisch gezeichnet.

Einer der Zwillinge!

Und in den roten Augen schimmerte die kalte Mordlust…

ENDE des zweiten Teils